

Zweitveröffentlichung



Rohdenburg, Günter; Schlüter, Julia

Determinanten grammatischer Variation im Früh- und Spätneuenglischen

Datum der Zweitveröffentlichung: 31.05.2023

Akzeptiertes Manuskript (Postprint), Zeitschriftenartikel

Persistenter Identifikator: urn:nbn:de:bvb:473-irb-596223

Erstveröffentlichung

Rohdenburg, Günter; Schlüter, Julia: Determinanten grammatischer Variation im Früh- und Spätneuenglischen. In: Sprachwissenschaft. 25 (2000), S. 443-496.

Rechtehinweis

Dieses Werk ist durch das Urheberrecht und/oder die Angabe einer Lizenz geschützt. Es steht Ihnen frei, dieses Werk auf jede Art und Weise zu nutzen, die durch die für Sie geltende Gesetzgebung zum Urheberrecht und/oder durch die Lizenz erlaubt ist. Für andere Verwendungszwecke müssen Sie die Erlaubnis des/der Rechteinhaber(s) einholen.

Für dieses Dokument gilt das deutsche Urheberrecht.

Determinanten grammatischer Variation im Früh- und Spätneuenglischen*

Günter Rohdenburg, Julia Schlüter

[erscheint in: *Sprachwissenschaft*, Sonderband]

Zusammenfassung:

Dieser Beitrag untersucht eine Reihe von grammatischen Variationsphänomenen in englischen Prosakorpora des 16. bis 19. Jahrhunderts. Der Schwerpunkt liegt auf drei bisher wenig erforschten Typen von außersemantischen Determinanten und ihren Interaktionen. Angesprochen werden das Komplexitätsprinzip, das den Verarbeitungsaufwand syntaktischer Einheiten mit dem Grad ihrer Explizitheit in Verbindung bringt, das *horror aequi*-Prinzip, das die Vermeidung von (semantisch unmotivierten) phonologischen Identitätseffekten beschreibt, und zwei phonologische Faktoren, die einerseits die Aufeinanderfolge von Vokalen und Konsonanten und andererseits den Wechsel von betonten und unbetonten Silben begünstigen. Die Schlussbemerkungen setzen die empirisch gewonnenen Ergebnisse mit der Optimalitätstheorie in Beziehung und beleuchten kritisch deren Vorzüge und Mängel.

Abstract:

This paper analyses a number of grammatical variation phenomena in 16th to 19th century English prose corpora, focusing on three types of extra-semantic determinants (and their interactions) that have received little attention in current linguistic research. These factors involve the Complexity Principle, which correlates the processing load of syntactic units with their relative degrees of explicitness, the *horror aequi* Principle, which describes the avoidance of (semantically unmotivated) phonological identity effects, and two phonological factors promoting the alternation of vowels and consonants on the one hand and of stressed and unstressed syllables on the other. The concluding remarks relate the empirical findings to the framework of Optimality Theory and critically assess the theory's merits and shortcomings.

1. Einführung

Die Untersuchungen, die in diesem Beitrag vorgestellt werden sollen, sind innerhalb des Paderborner Projekts "Determinanten grammatischer Variation im Englischen" durchgeführt worden.** Das Projekt greift die gegenwärtig zunehmenden Bestrebungen auf, eine variabilis-

* Dieser Aufsatz ist Ekkehard König anlässlich seines 60. Geburtstages am 15.1.2001 gewidmet.

** Das Arbeitsvorhaben wird durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft unter Geschäftszeichen RO 2271/1-1 gefördert.

tische Grammatikkonzeption anstelle einer regelhaft-deterministischen anzusetzen. Die grammatische Variation ist jedoch größtenteils nicht zufallsbedingt, sondern unterliegt vielfältigen Steuerungsfaktoren, die weitgehend universalen Charakter haben. Die übergeordnete Fragestellung in diesem Forschungsrahmen lautet: Welche Determinanten steuern einzeln oder im Zusammenwirken mit anderen die Verteilung von grammatischen Varianten?

In Übereinstimmung mit vermutlich allen funktional ausgerichteten Sprachwissenschaftler/innen weisen wir den semantischen Tendenzen im weitesten Sinne den höchsten Rang zu. Aber im Gegensatz zu einigen Linguist/innen, die ausschließlich semantische Steuerungsfaktoren anerkennen,¹ gehen wir von einem erweiterten Faktorenkomplex aus. Dabei wird angenommen, daß eine Reihe verschiedener Determinanten unter Umständen eine vorhandene semantische Orientierung abschwächen oder gar aufheben können. Vorläufig sei hier auf eine ungeordnete und unvollständige Liste allgemeiner Faktoren verwiesen, die nachweislich die Wahl syntaktischer und morphologischer Alternativen bestimmen oder beeinflussen.

- I Allgemeine und lokale semantische (einschließlich pragmatischer) Tendenzen
- II Allgemeine und lokale stilistische/soziolinguistische Tendenzen
- III Bedürfnisse der Informationsgliederung
- IV Geläufigkeitsgrad/Häufigkeit einer Konstruktion (insbesondere beim Sprachwandel)
- V Verarbeitungsstrategien (u.a. Komplexitätsprinzip und Prinzip der parallelen Verarbeitung)
- VI Allgemeine und lokale Vermeidungsstrategien (u.a. *horror aequi*-Prinzip)
- VII Phonologische Einflüsse auf die Grammatik (u.a. ideale Silbenstruktur und Prinzip der rhythmischen Alternation)

Der Schwerpunkt unserer Arbeit liegt dabei auf drei außersemantischen Determinanten, die bisher wenig oder gar keine Beachtung gefunden haben. Es sind dies das Komplexitätsprinzip in V, das *horror aequi*-Prinzip in VI und die phonologischen Einflüsse in VII. Im folgenden soll die Einflußnahme dieser Faktorenkomplexe auf die grammatische Variation und den Sprachwandel anhand einiger repräsentativer und richtungsweisender Daten aus dem Früh- und Spätneuenglischen vorgestellt werden. Bei allen hier untersuchten Fällen grammatischer Variation handelt es sich um Beispiele für einen inzwischen abgeschlossenen oder einen sich gerade vollziehenden Sprachwandel. Im Schlußteil werden die empirisch gewonnenen Einsichten in die Wirkungsweisen der angesprochenen Faktoren mit der modernen Sprachtheorie kritisch in Bezug gesetzt. Hierzu wird die Optimalitätstheorie herangezogen, die sich zur

¹ Dies gilt beispielsweise für A. Wierzbicka, *The Semantics of Grammar; Semantic Rules Know no Exceptions* und C. Ferris, *The Meaning of Syntax*.

Aufgabe macht, das Zusammenspiel eines Gefüges aus verschiedensten Einflußfaktoren zu modellieren.

2. Auswirkungen des Komplexitätsprinzips

2.1. Allgemeines

In einer Reihe von synchronen und diachronen Untersuchungen sind Effekte nachgewiesen worden, die sich als sogenanntes Komplexitätsprinzip wie folgt zusammenfassen lassen:²

Komplexitätsprinzip

Mit zunehmendem/sinkendem Verarbeitungsaufwand bei der Erschließung grammatischer Strukturen wächst/sinkt das Bedürfnis, die grammatischen Beziehungen und Funktionen zu verdeutlichen. Im Falle mehr oder weniger expliziter Konstruktionsalternativen wird somit die explizitere Variante in kognitiv komplexeren Umgebungen gegenüber der weniger expliziten bevorzugt.

Was nun Unterschiede bezüglich der Verarbeitungskomplexität betrifft, so können wir selber nicht oder noch nicht mit entsprechenden empirischen Nachweisen aufwarten. Allerdings können wir uns auf eine Fülle unabhängiger psycholinguistischer und typologischer Erkenntnisse stützen.³ Unsere Analysen beschränken sich außerdem in der Regel auf offensichtlich unproblematische Komplexitätsfaktoren.

Mit dem Komplexitätsprinzip ist eine Verarbeitungstendenz angesprochen, die sich neutral verhält gegenüber stabilen oder instabilen und synchronen oder diachronen Variationsphänomenen. Aber auch wenn das Komplexitätsprinzip nicht unmittelbar verantwortlich ist für die Auslösung einer grammatischen Veränderung, so lassen sich mit seiner Hilfe immerhin zwei Arten von Entwicklungen vorhersagen:

- Bei Veränderungen, die auf eine größere grammatische Explizitheit hinauslaufen, werden die neuen und expliziteren Konstruktionen zunächst in komplexeren Umgebungen etabliert.

² Vergleiche hierzu G. Rohdenburg, On the Replacement of Finite Complement Clauses by Infinitives in English; G. Rohdenburg, Betrachtungen zum Auf- und Abstieg einiger präpositionaler Konstruktionen im Englischen; G. Rohdenburg, Cognitive Complexity and Increased Grammatical Explicitness in English; G. Rohdenburg, Syntactic Complexity and the Variable Use of *to be* in 16th to 18th Century English; G. Rohdenburg, Clausal Complementation and Cognitive Complexity in English.

³ Vergleiche z.B. H.H. Clark – E. Clark, Psychology and Language; A. Davison – R. Lutz, Measuring Syntactic Complexity Relative to Discourse Context; M. Ariel, Accessing Noun-Phrase Antecedents; J.K. Gundel – N. Hedberg – R. Zacharski, Cognitive Status and the Form of Referring Expressions in Discourse; J.A. Hawkins, Syntactic Weight versus Information Structure in Word Order Variation.

- Bei Veränderungen, die einen Abbau expliziter Strukturen ergeben, ist es gerade umgekehrt: Die rückläufigen expliziteren Konstruktionen bleiben länger und besser erhalten in Umgebungen, die einen höheren Verarbeitungsaufwand erfordern.

In den anschließenden Abschnitten werden die vorhergesagten Auswirkungen des Komplexitätsprinzips anhand von vier Arten grammatischer Konkurrenzbeziehungen nachgewiesen.

2.2. Infinitive mit und ohne *to*

In einem ersten Bereich geht es um die Konkurrenzbeziehung zwischen dem expliziteren *to*-Infinitiv und dem – weniger expliziten – unmarkierten Infinitiv. Noch vor einigen Jahrhunderten konnte eine größere Zahl von Verben in Objekt-Infinitivstrukturen in beiden Varianten erscheinen. Dies traf insbesondere auf das kausative *make* zu, wobei der aktivische und der passivische Gebrauch entgegengesetzte Entwicklungen durchlaufen haben. Die schon im Mittelenglischen im Passiv klar vorherrschende Verwendung des *to*-Infinitivs⁴ ist spätestens in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts praktisch verbindlich geworden. Andererseits ist der markierte Infinitiv beim Aktiv von *make* im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts gänzlich abgebaut worden.

Im folgenden beschränken wir uns vorerst auf Aktivkonstruktionen in einem repräsentativen und für unsere Zwecke ergiebigen Proskorpus des Frühneuenglischen (zu Passivkonstruktionen vgl. Abschnitt 4.2.2.). Dabei werden zwei Arten von Verwendungen unterschieden. Im ersten und weitaus häufigeren Fall ist die einzige bzw. erste Folge Objekt + Infinitiv mit einem explizit gesetzten Verb *make* verbunden. Z.B.:

- (1) This is what **makes** them **look** scornfully, **speak** ruggedly, and **carry** it huffingly among their Neighbours. (John Bunyan, *The Holy War*, 1682)⁵
- (2) ..., the Captains and Souldiers ... did such execution with their stones, that they **made** him, though against stomach, **to retreat**: ... (John Bunyan, *The Holy War*, 1682)
- (3) ... they made for Diabolonians strict search, they **made** those with whom any was found **to take** penance in the open place. (John Bunyan, *The Holy War*, 1682)

⁴ Vergleiche T.F. Mustanoja, *A Middle English Syntax*, S. 526, 529, 533.

⁵ Der Fettdruck in den Korpusbelegen und die Akzentzeichen zur Markierung von Betonungen in unten zitierten Beispielen sind zur Verdeutlichung hinzugefügt.

Wie aus Tabelle 1⁶ hervorgeht, wird die Verteilung der beiden Varianten – neben möglichen anderen Tendenzen – entscheidend gesteuert durch den mutmaßlichen Verarbeitungsaufwand, der bei der Verknüpfung des Verbs *make* mit den betreffenden Objekten und Infinitiven zu leisten ist. Dies schlägt sich schon in der Gesamtzahl der Wörter nieder, durch die das Verb *make* vom jeweiligen Infinitiv getrennt wird (vgl. Zeile 2a-b): Während dem unmarkierten Infinitiv wie in (1) durchschnittlich nur 1,7 Wörter beim Objektausdruck voraufgehen, sind es mit 3,2 nahezu doppelt so viele im Fall des markierten Infinitivs wie in (2) und (3). Dabei weisen pronominale, insbesondere mit Personalpronomen besetzte Objektausdrücke wie in (1) eine weitaus schwächere Neigung zum markierten Infinitiv auf als substantivische Objekte, und innerhalb dieser NPs selber liegen durchaus ähnliche Unterschiede zwischen einfacheren und komplexeren Ausdrücken (wie in 3) vor (vgl. Zeile 4a-c, 5a-c und 6a-b). Der wahrscheinlich stärkste Auslöser des markierten Infinitivs besteht in einer strukturellen Diskontinuität wie in Beispiel (2), dem Einschub von (meist adverbialen) Elementen nach (und in seltenen Fällen vor) dem Objektausdruck. Bezeichnend für die Stärke dieses Faktors dürfte dabei die Tatsache sein, daß der anderwärts beobachtete Gegensatz zwischen Pronomen und substantivischen Ausdrücken hier aufgehoben zu sein scheint (vgl. Zeile 3a-c). Die beschriebenen Befunde sind bei allen vier Autoren mehr oder weniger ausgeprägt vorhanden, obwohl sie eine beträchtliche Variationsbreite (vgl. Spalte V) aufweisen. Dabei entfallen die höchsten Werte gewöhnlich auf den frühesten Autor, Anthony Munday, und die niedrigsten Werte auf den spätesten, John Bunyan. Wie schon anderwärts festgestellt wurde,⁷ wird der markierte Infinitiv in seiner Endphase normalerweise nur noch von sehr komplexen Umgebungen ausgelöst, wie sie etwa in (2) und (3) vorliegen.

⁶ Für Tabelle 1 und 2 wurde das folgende Korpus zugrundegelegt: A. Munday, *The English Roman Life*, 1582; A. Munday, *Zelauto*, 1580 (*EEPF*); Th. Nashe, *Pierce Penilesse*, 1592 (*EEPF*); Th. Nashe, *The Unfortunate Traveller*, 1594; Th. Nashe, *The Terrors of the Night*, 1594; Th. Nashe, *Nashe's Lenten Stuff*, 1599; Th. Nashe, *Summer's Last Will and Testament*, 1600; W. Lithgow, *The Rare Adventures and Painful Peregrinations of William Lithgow*, 1632; J. Bunyan, *The Pilgrim's Progress*, 1678 + 1684; J. Bunyan, *The Life and Death of Mr. Badman*, 1680 (*EEPF*); J. Bunyan, *The Holy War*, 1682 (*EEPF*). Die mit *EEPF* markierten Texte sind dem *Early English Prose Fiction*-Korpus entnommen. Alle übrigen sind in der Bibliographie getrennt aufgeführt.

⁷ G. Rohdenburg, *Cognitive Complexity and Increased Grammatical Explicitness in English*, S. 158.

Tabelle 1 Einzige (bzw. erste) Objekt-Infinitiv-Konstruktionen bei *make* in einem Korpus des Frühneuenglischen (Munday, Nashe, Lithgow, Bunyan)

	I <i>to</i>	II ∅	III insgesamt	IV Anteil von <i>to</i>	V Variations- breite von IV
1 Gesamtzahl der Prosabelege der Struktur SVO (mit Ausnahme von <i>to be</i>)	62	206	268	23,1 %	39,5 %- 17,1 %
2a) Gesamtzahl der Wörter im Objektausdruck einschließlich adverbialer und anderer Einschübe	199	350	549	36,2 %	
b) Durchschnittszahl der Wörter im Objektausdruck einschließlich adverbialer und anderer Einschübe	3,21	1,70	2,05		
3 adverbiale (und andere) Einschübe	11	9	20	55 %	80 %-36,4 %
a) insgesamt					
b) Personalpronomen als Objekt	7	6	13	53,8 %	
c) substantivische Objektausdrücke	4	3	7	57,1 %	
4 pronominale Objekte	18	123	141	12,8 %	28,6 %-7,7 %
a) insgesamt					
b) (einfache) Personalpronomen	16	121	137	11,7 %	
c) <i>all/this/that/one</i>	2	2	4	50 %	
5 sonstige Objektausdrücke	33	74	107	30,8 %	53,3 %- 25,9 %
a) insgesamt					
b) 1-2 Wörter	18	52	70	25,7 %	
c) 3-16 Wörter	15	22	37	40,5 %	
6a) Gesamtzahl der Wörter in 5a)	101	174	275	36,7 %	47,1 %- 31,0 %
b) Durchschnittszahl der Wörter in 5a)	3,06	2,35	2,57		

Die Betrachtung der Infinitivvarianten ist auf den Fall der nachfolgenden koordinierten Infinitive auszuweiten. Typische Beispiele hierfür liegen schon im Nachbereich von (1) vor. Die Zahl der betreffenden Belege ist aber so gering, daß die Analyse des herangezogenen Korpus teilweise durch weitere subjektive Erfahrungswerte ergänzt werden muß. Die nachfolgenden Konjunkte in (1) sind abgesehen von der verständlichen Ausparung des implizierten Objekts parallel zum ersten strukturiert und weisen in der Regel keine besonderen Verarbeitungsschwierigkeiten auf. Insofern ist begreiflich, daß solche unauffälligen Beispiele ganz überwiegend in der einfachen Variante erscheinen (vgl. Zeile 5 in Tabelle 2).

Tabelle 2 Nachfolgende koordinierte Infinitivkonstruktionen zu *make* + Objekt in einem Korpus des Frühneuenglischen (Munday, Nashe, Lithgow, Bunyan)

	I <i>to</i>	II ∅	III insgesamt	IV Anteil von <i>to</i>
1 Gesamtzahl der Belege	13	28	41	31,7 %
2 Objektwechsel	7	1	8	87,5 %
3 (sonstige) Konstruktionsverschiebungen (Adj. → Inf.)	2	-	2	
4 adverbiale Einschübe vor dem nachfolgenden Infinitiv	2	1	3	
5 übrige unauffällige Beispiele	2	26	28	7,1 %

Allerdings lassen sich drei Arten von komplexen Umgebungen nachweisen, die im Frühneuenglischen ganz regelmäßig die Wahl des markierten Infinitivs auslösen. Hierher gehören adverbiale Einschübe (Zeile 4) und zwei für nachfolgende Infinitive kennzeichnende Komplexitätsfaktoren. Man vergleiche:

- (4) ...: how he **made** the lesser beasts **lie** in wayt one for the other, and the Crocodile **to coape** with the Basiliske, ... (Thomas Nashe, Pierce Penillesse, 1592)
- (5) ..., forswear this slauering brauerie, that will **make** you **haue** stinking breathes, and your bodies **smell** like Brewers aprons; ... (Thomas Nashe, Pierce Penillesse, 1592)
- (6) ...: tears, smooth speeches, liberality, and a thousand means to **make** a man careless to God, disobedient to his prince, and more, **to violate** utterly the faith of a subject. (Anthony Munday, The English Roman Life, 1582)

Hier ist der für gewöhnliche Koordinierungen typische Parallelismus aufgegeben. In (4) und (5) liegt ein Objektwechsel vor (vgl. Zeile 2 in Tabelle 2), und in (6) haben sich durch den Übergang von einem Objektprädikativ, einem Adjektiv, zu einem Infinitiv sogar zwei völlig verschiedene Konjunkte ergeben (vgl. Zeile 3 in Tabelle 2). Während adverbiale Einschübe ohne weitere Komplexitätserscheinungen überwiegend mit dem markierten Infinitiv auftreten, sind die in (4)-(5) und (6) veranschaulichten Strukturverschiebungen in der untersuchten Periode praktisch auf die explizite Variante festgelegt. Bei (5) handelt es sich um eine Ausnahmerecheinung, die sich allerdings auch mit dem Komplexitätsprinzip vereinbaren ließe. Anders als im Normalfall (vgl. etwa (4)) weist das "neue" Objekt in (5), eine vom alten Objektausdruck abgeleitete Körperteilbezeichnung, einen hohen Grad an kontextueller Vorgegebenheit auf. Auch im Fall der nachfolgenden koordinierten Infinitive bestätigen weitere sporadische Beobachtungen unsere Vermutung, daß der Abbau des *to*-Infinitivs sich am langsamsten in

den komplexesten Umgebungen vollzieht, d.h. also in Fällen wie (4) und solchen wie (6) (mit zusätzlichen adverbialen Einschüben).

Die Auswahl syntaktischer Alternativen ist gegenwärtig eindeutig stärker an semantische Ausrichtungen gebunden als in früheren Zeitstufen. So entspricht heute z.B. beim Verb *see* der Gegensatz zwischen dem unmarkierten und markierten Infinitiv einer klaren semantischen Unterscheidung. Vergleichen wir dazu (7) und (8).

(7) She **saw** him **overtake** another vehicle.

(8) ... the venture which she **saw to have failed** ...

Als bloßes Wahrnehmungsverb wie in (7), das sich auf gleichzeitig ablaufende Vorgänge bezieht, wird *see* (im Aktiv) nur mit dem einfachen Infinitiv konstruiert. In seiner (seltenen) Verwendung als Kognitionsverb wie in (8) ist *see* dagegen auf den markierten Infinitiv festgelegt.⁸ Im 16. und 17. Jahrhundert war diese Unterscheidung noch nicht eindeutig etabliert, und wir finden auch das bloße Wahrnehmungsverb *see* noch gelegentlich verknüpft mit markierten Infinitiven, und zwar in auffälligen Umgebungen sowohl bei "Anfangskonstruktionen" als auch bei nachfolgenden koordinierten Infinitiven. Man vergleiche:

(9) They could not but bee greatly offended, to **see** the Gentiles so lauishly **to use** the thinges prohibited. (OED, 1577)

(10) My hearte melteth in droppes of bloude, to **see** a harlot with the one hande **robbe** so many cofers, and wyth the other **to rippe** so many corses. (John Lyly, *Euphves*, 1578)

In beiden Fällen dürfte der *to*-Infinitiv durch den Einschub einer adverbialen Bestimmung vor dem Infinitiv ausgelöst worden sein. Im übrigen legt der Vergleich der beiden Anwendungsfälle in (10) nahe, daß derartige Einschübe im Fall nachfolgender koordinierter Infinitive einen höheren Verarbeitungsaufwand bedingen als in "Anfangskonstruktionen".

2.3. Mehr oder weniger explizite prädikative Strukturen

Im Früh- und Spätneuenglischen gab es noch eine ganze Reihe von prädikativen Konstruktionstypen, bei denen sich Alternativen mit oder ohne ein verdeutlichendes Verb *to be* gegenüberstanden.⁹ Z.B.:

(11) ..., and who first **look'd upon** us **as** Robbers, ... (Daniel Defoe, *Captain Singleton*, 1720)

⁸ Vergleiche dazu D. Bolinger, *Concept and Percept*.

⁹ Vergleiche auch G. Rohdenburg, *Syntactic Complexity and the Variable Use of to be in 16th to 18th Century English*.

- (12) ..., they **look upon** every Body that comes near them **to be** a Pick-Pocket, or else ...
(Daniel Defoe, Colonel Jack, 1722)
- (13) ...; that although I was innocent as to Man, I was **far from being** innocent as to my
Maker; ... (Daniel Defoe, Roxana, 1724)
- (14) ...; but that can never be; that's impossible, I'm sure. No, no says I, 'tis **far from** \emptyset im-
possible, ... (Daniel Defoe, Roxana, 1724)

Betrachten wir zunächst die Varianten in (11) und (12). Anders als im Früh- und Spätneuenglischen wird das Objektprädikativ bei *look upon* heute ausschließlich durch *as* wie in (11) signalisiert. Die explizitere Variante mit *to be* in (12) taucht in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf, um dann Anfang des 19. Jahrhunderts wieder zu verschwinden. Aufgrund der bisherigen Analysen ist zu vermuten, daß die explizitere Variante sowohl in der Anfangsphase als auch in ihrer Endphase in auffällig komplexen Umgebungen auftritt. Auf jeden Fall aber wird die Verteilung der beiden Alternativen während ihrer Koexistenz durch das Komplexitätsprinzip mitbestimmt. Man vergleiche dazu die Daten in Tabelle 3.¹⁰

Tabelle 3 Objektprädikative bei *look (up)on* in den Zitaten des OED zwischen 1700 und 1799

	I <i>to be</i> (<i>to have been</i>)	II <i>as</i>	III insgesamt	IV Anteil von I
1 Gesamtzahl der Belege im Aktiv	21	134	155	13,5 %
2 frontierte oder relativierte Objekte	6	16	22	27,3 %
3a) verbleibende SVO-Strukturen insgesamt	15	118	133	11,3 %
b) pronominale Objekte	4	52	56	7,1 %
c) übrige Objektausdrücke	11	66	77	14,7 %

Es sind vor allem folgende Faktoren, die das Vorkommen von *to be* begünstigen: a) Abweichungen von der kanonischen Satzgliedstellung wie in Zeile 2, und b) die relative Komplexität der Objektausdrücke (vgl. Zeile 3b und 3c).

In (13) und (14) geht es um prädikative Adjektive, die von *far from* negiert werden. Hier ist der noch im 18. Jahrhundert allgemein übliche Typ (13) mit verdeutlichendem *being* inzwischen fast ganz von der (weniger expliziten) Variante in (14) verdrängt worden. Nach den

¹⁰ Tabelle 3 enthält die Daten aus allen Belegzitaten des *Oxford English Dictionary* (OED) zwischen 1700 und 1799.

bisherigen Analysen, wie sie etwa in Tabelle 4 und 5¹¹ vorliegen, verläuft der Verdrängungsprozeß durchaus gemäß den Erwartungen des Komplexitätsprinzips.

Tabelle 4 Prädikative Adjektive in Verbindung mit *far from* in 8 Romanen von Daniel Defoe (1719-1724)

	I <i>being</i>	II ∅	III insgesamt	IV Anteil von <i>being</i>
1 Gesamtzahl der Belege	19	6	25	76 %
2 Elemente zwischen <i>far</i> und <i>from</i>	1	-	1	
3 Adjektive in Verbindung mit nachfolgenden Ergänzungen oder Angaben	11	-	11	100 %
4 einfache Adjektive (außerhalb von 2)	7	6	13	53,8 %
a) insgesamt				
b) im unmittelbar vorhergehenden Text vorerwähnt (oder ansonsten eindeutig vorgegeben)	2	6	8	25 %
c) übrige Fälle	5	-	5	100 %

Tabelle 5 Prädikative Adjektive in Verbindung mit *far from* in 9 Romanen von Jane Austen

	I <i>being</i>	II ∅	III insgesamt	IV Anteil von <i>being</i>
1 Gesamtzahl der Belege mit vorausgehender Kopula	5	11	16	31,3 %
2 Elemente zwischen <i>far</i> und <i>from</i>	1	-	1	
3 <i>far from</i> + <i>gratified in being</i>	-	1	1	
4 übrige Fälle	4	10	14	28,6 %
a) insgesamt				
b) vorerwähnt im unmittelbar vorhergehenden Text	-	5	5	0 %
c) nicht unmittelbar vorerwähnte Adjektive	4	5	9	44,4 %

¹¹ Die acht in Tabelle 4 untersuchten Romane von D. Defoe sind dem *Eighteenth-Century Fiction*-Korpus entnommen; die 9 Romane und Fragmente von J. Austen in Tabelle 5 entstammen dem *Nineteenth-Century Fiction*-Korpus.

Der explizitere Typ bleibt in komplexeren Situationen länger erhalten als in einfachen, die leichter zu verarbeiten sind. So ist bei Daniel Defoe (Lebensdaten ?1660-1731; vgl. Tabelle 4) die neuere und weniger explizite Variante nämlich noch nicht belegt in folgenden relativ komplexen Umgebungen: a) bei Einschüben zwischen *far* und *from* (Zeile 2), b) bei Adjektiven in Verbindung mit nachfolgenden Ergänzungen oder Angaben wie in (13) (Zeile 3), und c) bei einfachen Adjektiven, die im Ko-Text nicht vorerwähnt (oder hochgradig vorgegeben) sind (Zeile 4c). Die neue Variante ist bei Defoe also noch beschränkt auf einfache prädikative Adjektive wie in Beispiel (14), die zugleich im Ko-Text vorerwähnt (oder anderweitig hochgradig vorgegeben) sind (Zeile 4b in Tabelle 4).

Bei Defoe sind alle Belege der betrachteten Konstruktion mit einer vorausgehenden Kopula verknüpft. Um eine bessere Vergleichbarkeit der beiden Autoren herzustellen, sind nun auch bei Jane Austen (Lebensdaten 1775-1817) in der Analyse der Tabelle 5 nur derartige Beispiele berücksichtigt worden. Erwartungsgemäß läßt sich im Sprachgebrauch Jane Austens ein deutlicher Rückgang der expliziteren Variante mit *being* feststellen. Dies ist vor allem auf die nachlassende Stärke zweier Komplexitätsfaktoren zurückzuführen. Einmal scheint der für Defoe bedeutsame Unterschied zwischen einfachen Adjektiven und Adjektiv-Phrasen bei Jane Austen so gut wie keine Rolle mehr zu spielen. Andererseits ist auch der Gegensatz zwischen vorerwähnten und nicht vorerwähnten Adjektiven in seiner Bedeutung abgeschwächt worden (vgl. Zeile 4a-c in Tabelle 4 und 5). Damit verbleibt mit der strukturellen Diskontinuität wie in Beispiel (15) nur noch ein Komplexitätsfaktor, dessen Auswirkungen (praktisch auch bis heute) unvermindert spürbar sind (vgl. Zeile 2 in Tabelle 4 und 5).

(15) You may guess, after these expences, how very **far** we must be **from being** rich, ...
(Jane Austen, *Sense and Sensibility*, 1811)

2.4. Adverbiale Konjunktionen mit fakultativem *that*

Im Verlauf seiner Geschichte hat das Englische eine große Zahl von adverbialen Konjunktionen entwickelt, deren subordinierende Funktion durch ein zusätzliches *that* angezeigt werden kann oder muß.¹² Typischerweise wird das anfangs obligatorische *that* bei zunehmender Verweildauer eines Elements in der Klasse der Konjunktionen immer entbehrlicher, bis es schließlich ganz entfällt. Es gibt aber auch einige Gegenbeispiele wie z.B. das kausale *seeing*, bei dem eine Umkehr dieser Entwicklung zu beobachten ist: Ein ursprünglich wohl übliches *that* wird im Frühneuenglischen fast ganz abgebaut, um dann ab der Mitte des 18. Jahrhunderts wieder aufgebaut und sogar fast wieder verbindlich zu werden. Grundsätzlich ist wohl davon auszugehen, daß die obligatorische oder fakultative Verwendung von *that* den Etabliertheitsgrad des betreffenden Elements als Konjunktion widerspiegelt: Innerhalb der Klasse

¹² Vergleiche dazu G. Rohdenburg, *Cognitive Complexity and Increased Grammatical Explicitness in English*, S. 165f.; G. Rohdenburg, *Clarifying Structural Relationships in Cases of Increased Complexity in English*, S. 196f.

der kausalen Konjunktionen ist *seeing* im Standardenglischen nämlich zu einer unbedeutenden Randerscheinung herabgesunken. Unabhängig von derartigen Auf- und Abbewegungen wird die Verteilung der jeweiligen Varianten grundsätzlich zu jeder Zeit und bei jeder betreffenden Konjunktion maßgeblich durch das Komplexitätsprinzip gesteuert. Vergleichen wir dazu die Daten in Tabelle 6.¹³

Tabelle 6 Der Gebrauch des subordinierenden *that* bei der Konjunktion *seeing* in den Werken von Thomas Deloney (?1543-1600)

	I <i>that</i>	II ∅	III insgesamt	IV Anteil von <i>that</i>
1 Gesamtzahl der Belege	7	82	89	7,9 %
2 adverbiale und andere Einschübe zwischen <i>seeing</i> und dem Subjekt des adverbialen Nebensatzes	2	4	6	33,3 %
3 pronominale Subjekte (des Nebensatzes) (= Personalpronomen + <i>this</i> (1x) außerhalb von 2)	-	54	54	0 %
4 substantivische Subjektausdrücke (des Nebensatzes) außerhalb von 2	5	24	29	17,2 %
a) insgesamt				
b) 1-2 Wörter	2	16	18	11,1 %
c) 3-7 Wörter	3	8	11	27,3 %
5 a) Gesamtzahl der Wörter in 4a)	15	63	78	19,2 %
b) Durchschnittszahl der Wörter in 4a)	3	2,63	2,69	

Bei pronominalen Subjekten des Adverbialsatzes (Zeile 3) kommt das *that* normalerweise nicht mehr vor, und bei substantivischen Ausdrücken (Zeile 4a-c) erscheint es vor allem bei komplexeren (vgl. auch Zeile 5a-b). Ein starker, wenn auch relativ selten belegter Komplexitätsfaktor besteht in der Einschleusung von adverbialen (oder anderen) Elementen zwischen *seeing* und dem Subjekt des Nebensatzes. Bei Deloney tritt hier allerdings nur dann ein verdeutlichendes *that* hinzu, wenn substantivische (und nicht pronominale) Subjekte vorliegen. Man vergleiche:

¹³ Die hier untersuchten vier Werke von Thomas Deloney finden sich im *Early English Prose Fiction*-Korpus.

(16) Gentle youth quoth he, fitly dost thou aske me whither I wander **seeing** indeed \emptyset we doe all but wander in this vale of misery: ... (Thomas Deloney, *The Gentle Craft*, Part II, 1637)

(17) **Seeing** then (said the King) **that** a mans minde is a Kingdome to himselfe, I will leaue thee to the riches of thy owne content, ... (Thomas Deloney, *Iohn Winchcomb*, 1626)

Anfang des 18. Jahrhunderts ist dann das *that* normalerweise auch bei substantivischen Subjektausdrücken außerhalb diskontinuierlicher Konstruktionen wie (17) geschwunden. Wir dürfen vermuten, daß der erwähnte Wiederaufstieg des *that* im 19. und 20. Jahrhundert genau umgekehrt verläuft, d.h. daß er sich zunächst bei komplexeren Subjekten bemerkbar macht.

2.5. Präpositionale Scharniere bei postnominal verwendeten Maßangaben des Typs *five yards wide*

In diesem Abschnitt werfen wir einen kurzen Blick auf die noch weithin unerforschte Geschichte von Maßangaben, die eine Verbindung aus Zahlwort + Maßeinheit + Adjektiv eingehen. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht dabei der Gegensatz zwischen den Alternativen in (18a-c).

- (18) a. a ditch **of** five yards wide
b. a ditch \emptyset five yards wide
c. a piece **of** wood \emptyset five foot/feet long

Dabei wird vorausgesetzt, daß die Alternative mit der präpositionalen Verknüpfung der Maßangabe als die explizitere syntaktische Struktur anzusehen ist. Abgesehen von Beispielen des Typs (18a) mit dem Adjektiv *old* ist diese Variante inzwischen nahezu ganz vom Typ (18b) verdrängt worden. Dagegen konnte die präpositionale Alternative bei vielen Autoren des Früh- und Spätneuenglischen noch mit einem Drittel aller Belege oder weit mehr vertreten sein. Um eine aussagekräftige Zahl von Belegen zu erhalten, war es hier erforderlich, unsere ersten Analysen zu drei Autoren des Früh- und Spätneuenglischen in einer Tabelle zusammenzufassen (vgl. Tabelle 7).¹⁴

¹⁴ Tabelle 7 erfaßt nur den Kernbereich prädikativ und attributiv auftretender Adjektive. Neben dem Zweifelsfall *distant* ist auch *old* nicht berücksichtigt worden, da es fast ausschließlich mit der präpositionalen Variante verknüpft war. Als Datengrundlage für die Tabelle dienen: W. Lithgow, *The Rare Adventures and Painful Peregrinations of William Lithgow*, 1632; J. Swift, *Gulliver's Travels*, 1726; B. Franklin, *Letters*, 1726-1757; B. Franklin, *Philadelphia I*, 1726-1757; B. Franklin, *London*, 1757-1787; B. Franklin, *Paris*, 1776-1785; B. Franklin, *Philadelphia II*, 1785-1790; B. Franklin, *Autobiography*, 1790.

Tabelle 7 Postnominal verwendete Maßangaben des Typs *five yards wide* in Lithgow (1632), Swift (1726) und Franklin (1726-1790)

	I <i>of</i>	II <i>of about</i>	III <i>about</i>	IV ∅	V insgesamt	VI Variationsbreite von IV
1 Gesamtzahl der Belege	22 (37,3 %)	1 (1,7 %)	9 (15,3 %)	27 (45,8 %)	59	60 %-38,9 %
2 diskontinuierliche Konstruktionen	5 (55,6 %)	-	4 (44,4 %)	-	9	
a) insgesamt						
b) N <i>of</i> N	-	-	2	-	2	
c) übrige Fälle	5 (71,4 %)	-	2 (28,2 %)	-	7	
3 kontinuierliche Konstruktionen	17 (34 %)	1 (2 %)	5 (10 %)	27 (54 %)	50	75 %-45,2 %
a) insgesamt						
b) N <i>of</i> N	-	-	-	11 (100 %)	11	
c) übrige Fälle	17 (43,6 %)	1 (2,6 %)	5 (12,8 %)	16 (41,0 %)	39	66,7 %-34,6 %

Bei vielen Autoren des 17. und 18. Jahrhunderts wie z.B. Jonathan Swift und Benjamin Franklin traten neben Konstruktionen mit *of* wie in (18a) auch solche mit dem Element *about* auf, das ganz offensichtlich eine vergleichbare Verknüpfung zwischen dem Substantiv und der postnominalen Maßangabe herstellt. Der anzusetzende präpositionale Status von *about* ist aus zwei Befunden ersichtlich: *of* und *about* werden (anders als heute) praktisch nie kombiniert, und das seltenere *about* tritt dort für *of* ein, wo *of* offenbar unerwünscht ist, aber eine explizite Verknüpfung zwischen dem Substantiv und der Maßangabe erforderlich scheint (vgl. Zeile 2b). In Tabelle 7 unterscheiden wir zwischen zwei Arten von Kontexten, in denen postnominale Maßangaben erscheinen. Die überwiegende Zahl der Belege wird von kontinuierlichen Konstruktionen wie in (18a-c) gestellt, bei denen das betreffende Substantiv und die Maßangabe – abgesehen von *of* oder *about* – unmittelbar aufeinandertreffen. Ihnen stehen nur wenige, vermutlich schwerer zu verarbeitende diskontinuierliche Konstruktionen gegenüber, bei denen das substantivische Zentrum der NP und die Maßangabe von verschiedenen Zwischenelementen getrennt sind.¹⁵ Z.B.:

¹⁵ Dabei wurden Beispiele der Form N *of* N grundsätzlich nur dann als diskontinuierlich gewertet, wenn dem letzten Substantiv noch weitere Elemente folgen.

(19) ..., and a block being brought hither **of** four foot high, ... (William Lithgow, The Rare Adventures and Painful Peregrinations of William Lithgow, 1632)

Es empfiehlt sich, die Besprechung der substantivischen Ausdrücke der Form N *of* N wie in (18c) (vgl. Zeile 2b und 3b) zunächst zurückzustellen. Die Verteilung der übrigen Belege (in Zeile 2c und 3c) entspricht nun durchaus den vom Komplexitätsprinzip genährten Erwartungen. Während die kontinuierlichen Konstruktionen mit durchschnittlich 41 % schon einen hohen Anteil von Maßangaben des einfacheren Typs (18b) aufweisen, sind alle diskontinuierlichen Konstruktionen wie in (19) noch mit der vermutlich expliziteren präpositionalen Variante verknüpft.

2.6. Zusammenfassung

Als Resümee aus der Analyse der von *make* und *see* abhängigen Infinitive, der prädikativen Ausdrücke nach *look (up)on* und *far from*, der adverbialen Konjunktion *seeing (that)* und der präpositionalen Scharniere bei Maßangaben vom Typ *five yards wide* läßt sich feststellen, daß die Wahl der jeweiligen expliziteren Konstruktionsalternativen durch eine Vielzahl von Kontexten begünstigt werden kann. Dazu zählen diskontinuierliche Strukturen, Abweichungen von der kanonischen Satzgliedstellung, Grad der Vorgegebenheit im Ko-Text, bei Koordinationen Wechsel der syntaktischen Struktur und, je nach Phänomen, Komplexität und Länge des Subjekt-, Objekt- oder/und Prädikativausdrucks. Die für die Diachronie gemachten Vorhersagen haben sich bestätigt, insofern als in komplexen Umgebungen der hier aufgezählten Art der Abbau veraltender expliziter Alternativen verlangsamt verläuft und der Aufbau innovativer expliziter Alternativen beschleunigt vonstatten geht.

3. Auswirkungen des *horror aequi*-Prinzips

3.1. Vorbemerkungen

Mit dem Terminus *horror aequi* nehmen wir Bezug auf die in vielen Sprachen bekannte Abneigung gegen das Aufeinandertreffen gleicher oder ähnlicher Strukturen, sofern diese in bestimmten Abhängigkeitsbeziehungen zueinander stehen. Koordinierte Ausdrücke, für die besondere Gesetzmäßigkeiten gelten, werden hier ausdrücklich aus der Betrachtung ausgenommen. Die Auswirkungen des *horror aequi*-Prinzips lassen sich in der Regel recht gut von eher bewußt gesteuerten stilistischen Strategien der Wiederholungsvermeidung unterscheiden und sind naturgemäß auch in Mundarten anzutreffen. Ein erstes Beispiel für das Phänomen entnehmen wir daher dem Niederdeutschen des nördlichen Elbe-Weser-Raums.

- (20) a. Dat mag **we(s)en**. 'Das kann/mag sein.'
b. He is doar 'n Tiedlang **we(s)en**. 'Er ist da eine Weile gewesen.'
c. *He kunn doar nich **we(s)en we(s)en**. 'Er konnte/könnte da nicht gewesen sein.'
d. He kunn doar nich **we(s)en hebben**. '*Er konnte/könnte da nicht gewesen haben.'

Das Problem besteht hier darin, daß beim Gegenstück zum standarddeutschen Verb *sein* Infinitiv und Partizip Perfekt Homophone bilden. Dies wird aus (20a) und (20b) ersichtlich. Im übrigen wird, wie in (20b), das Perfekt fast überall regelmäßig mit *we(s)en* 'sein' selber gebildet. Unzulässig sind aber wie in (20c) alle solche Partizipbildungen, wo die Homophone Partizip und Infinitiv aufeinandertreffen. In diesem Fall wird grundsätzlich auf die alternative Perfektbildung mit *hebben* 'haben' wie in (20d) ausgewichen. Bei (20d) handelt es sich vermutlich nicht um eine grammatische Neuerung, sondern höchstwahrscheinlich um die Erhaltung einer früher einmal vorherrschenden Variante.¹⁶

Offenbar spielt auch das *horror aequi*-Prinzip beim diachronen Auf- und Abstieg bestimmter Konstruktionen eine wichtige Rolle. Neuere Konstruktionen dürften sich dort langsamer oder gar nicht etablieren, wo sie unerwünschte Identitätseffekte hervorrufen. Andererseits müßten neuere Strukturen dort bevorzugt werden, wo sie helfen, Identitätseffekte zu vermeiden. Diese Annahmen gilt es im folgenden zu überprüfen.

3.2. Identitätseffekte bei postnominalen Maßangaben

Eine erste Bestätigung der Hypothese liefern die postnominalen Maßangaben, die in Abschnitt 2.5. analysiert worden sind (vgl. Tabelle 7). Bei substantivischen Ausdrücken der Form N *of* N wie in (18c) wird ein Anschluß der Maßangabe nirgendwo durch die Präposition *of* vollzogen. Im Fall der diskontinuierlichen Konstruktionen, die einen expliziten Anschluß erfordern und typischerweise *of* wählen, ist man nun aber auf *about* ausgewichen (vgl. Zeile 2a-c). Andererseits wird bei den kontinuierlichen Konstruktionen nun gänzlich auf eine präpositionale Verknüpfung verzichtet (vgl. Zeile 3a-c). Wir haben es hier also mit einer jener vom *horror aequi*-Prinzip vorhergesagten Nischen zu tun, in denen der heute vorherrschende präpositionslose Typ (18b) sich schon früh hat durchsetzen können.

3.3. Identitätseffekte bei infiniten Satzergänzungen

Bei Verben, deren Komplementstrukturen heute die Auswahl zwischen *to*-Infinitiv oder *-ing*-Form ermöglichen, findet in kritischen Kontexten jeweils eine Verlagerung auf diejenige Strukturalternative statt, die keinen Identitätseffekt auslöst. Diese Erscheinung wird anhand von *begin* in Tabelle 8 vorgestellt.

¹⁶ Vergleiche A. Lasch, Beiträge zur Geschichte des Neuniederdeutschen in Hamburg, S. 43-44.

Tabelle 8 Nichtfinite Ergänzungssätze in unmittelbarem Anschluß an (das Verb) *begin* in *The Daily Mail & The Sunday Mail* von 1993

	I <i>to</i>	II <i>-ing</i>	III insgesamt	IV Anteil von <i>-ing</i>
1 Gesamtzahl der Belege	2153	835	2988	27,9 %
2 <i>to begin</i>	10	46	56	82,1 %
3 <i>beginning</i>	525	-	525	0 %
4 übrige Fälle	1618	789	2407	33,8 %

Nach *to begin* (in Zeile 2) wird bevorzugt die neuere *-ing*-Form gewählt; nach *beginning* (Zeile 3) wird hier noch ausschließlich der ältere Infinitiv verwendet.

Die heute noch vorhandenen *-ing*-Konstruktionen haben sich frühestens seit dem Frühneuenglischen ausgebildet. Dementsprechend war die sich anbahnende semantische Differenzierung zwischen Infinitiv und *-ing*-Form damals noch wesentlich unschärfer, als sie es heute ist. Infolgedessen waren Polarisierungseffekte wie bei *begin* in Tabelle 8 noch weitaus stärker verbreitet als heutzutage. Betroffen hiervon sind vor allem solche Verben, bei denen der erhaltene Infinitiv heute offenbar aus semantischen Gründen nicht mehr mit der *-ing*-Form konkurriert. Im Früh- und Spätneuenglischen kamen viele solcher Verben, und zwar insbesondere nach *to*-Infinitiven, auch noch mit *-ing*-Formen vor, die heute unzulässig wären. Drei Analysen solcher Verben im Werk Benjamin Franklins werden auch hier aus statistischen Gründen in einer Tabelle zusammengefaßt (vgl. Tabelle 9).¹⁷

¹⁷ Tabelle 9 stützt sich auf die schon in Tabelle 7 verwendeten Schriften von B. Franklin.

Tabelle 9 Satzwertige und nominale Ergänzungen bei (den Verben) *endeavour*, *refuse* und *undertake* im Werk Benjamin Franklins (1726-1790)

	I <i>to</i>	II <i>-ing</i>	III nominale Objektergänzung in (S)VO-Strukturen	IV insgesamt
1 Gesamtzahl der Belege	217 (71,9 %)	11 (3,6 %)	74 (24,5 %)	302
2 <i>to</i> + Infinitiv	4 (= <i>endeavour</i>) (14,2 %)	9 (32,1 %)	15 (53,6 %)	28
3 <i>-ing</i>	53 (84,1 %)	-	10 (15,9 %)	63
4 übrige Fälle	160 (75,8 %)	2 (= <i>refuse</i>) (0,9 %)	49 (23,2 %)	211

Um einen umfassenden Überblick über funktional vergleichbare und miteinander konkurrierende Konstruktionen zu gewinnen, sind unsere Analysen auf direkte und präpositionale Objekte in (S)VO-Strukturen ausgeweitet worden. Aus Tabelle 9 geht nun eindeutig hervor, daß die bei *to*-Infinitiv und *-ing*-Form der drei Verben vorliegende Polarisierung nicht nur die strukturidentischen satzwertigen Ergänzungen betrifft, sondern sich auch im Bereich der nominalen Ergänzungen ausgewirkt hat. Bei markierten Infinitiven dieser Verben kommen nämlich zwei Vermeidungsstrategien zum Zuge:

- eine "direkte" mittels der heute nicht mehr akzeptablen *-ing*-Form
- eine "indirekte" in Form der hier auffallend häufiger gewählten nominalen Objekte

Wir dürfen nun vermuten, daß der – semantisch bedingte – Wiederabbau der *-ing*-Form bei diesen und vergleichbaren Verben gerade nach *to*-Infinitiven verzögert wird.

Andererseits ist bei einer kleinen Gruppe von Verben der früher mögliche Infinitiv völlig von der *-ing*-Form verdrängt worden. Dieser Wandel hat sogenannte negativ implikative Verben wie z.B. *avoid* erfaßt und ist zweifellos semantisch motiviert. Gemäß dem *horror aequi*-Prinzip stellen wir nun fest, daß dieser Verdrängungsprozeß sich bei den einzelnen Verbformen unterschiedlich schnell vollzieht. Vergleichen wir dazu die in Tabelle 10 dargestellte Entwicklungsstufe im 18. Jahrhundert.¹⁸

¹⁸ Als Datengrundlage wurde das gesamte *Eighteenth-Century Fiction*-Korpus verwendet, jedoch – zur Vermeidung von Verzerrungen aufgrund von Doppelungen – unter Ausschluß der dort vorhandenen Mehrfachausgaben.

Tabelle 10 Satzwertige und nominale Ergänzungen bei (dem Verb) *avoid* im *Eighteenth-Century Fiction*-Korpus (1705-1780)

	I <i>to</i>	II <i>(the)</i> <i>-ing</i>	III direktes Objekt	IV insgesamt	V Anteil von II in I + II
1 Gesamtzahl der Belege (ohne \emptyset <i>avoid</i>)	11 (0,81 %)	281 (20,7 %)	1065 (78,5 %)	1357	96,2 %
2 <i>to avoid</i>	-	216 (23,8 %)	692 (76,2 %)	908	100 %
3 <i>avoiding</i>	9 (8,0 %)	2 (1,8 %)	101 (90,0 %)	112	18,2 %
4 <i>avoided/avoids</i>	2 (0,6 %)	63 (18,7 %)	272 (80,7 %)	337	96,9 %

Die *-ing*-Form wird nach *to avoid* (Zeile 2) beschleunigt und nach *avoiding* (Zeile 3) verlangsamt etabliert. Ein mittleres Entwicklungstempo weisen die verbliebenen Verbverwendungen auf. Auch hier spielen indirekte Vermeidungsstrategien eine nicht zu vernachlässigende Rolle. Wie bei *endeavour*, *refuse* und *undertake* in Tabelle 9 liegt der höchste Anteil nominaler Ergänzungen dort vor, wo eine bestimmte Verbverwendung unter den satzwertigen Ergänzungen nur zwischen strukturidentischen oder tendenziell semantisch mehr oder weniger ungeeigneten wählen könnte. Bei den Verben der Tabelle 9 ist es der *to*-Infinitiv, der deswegen die stärkste Neigung zur nominalen Ergänzung aufweist (Zeile 2). Im Fall von *avoid* steht dagegen die Form *avoiding* einer strukturidentischen (aber semantisch tendenziell sehr gut geeigneten *-ing*-Form) und dem formal geeigneten (aber semantisch zunehmend unvereinbaren) *to*-Infinitiv gegenüber. Dadurch hat sich hier ebenfalls eine erhöhte Auslastung nominaler Ergänzungen ergeben.

3.4. Identitätseffekte bei prädikativen Strukturen

Auch bei den zwei in Abschnitt 2.4. behandelten prädikativen Strukturen werden die jeweiligen Verdrängungsprozesse entscheidend durch das *horror aequi*-Prinzip gesteuert. Im Fall von *look upon* wäre es theoretisch denkbar, daß die prädikative Partikel *as* wie etwa in (21) mit der Vergleichspartikel zusammenstieße.

Dasselbe gilt für Tabelle 11. Bei diesem Korpus handelt es sich um ein Romankorpus mit 96 Werken von 30 verschiedenen britischen Autoren des 18. Jahrhunderts.

(21) ? She looked upon this solution **as as good as** that one.

Tatsächlich wird dieses Aufeinandertreffen seit eh und je gemieden. Im heutigen Englisch liegt hier keine unmittelbare Strukturalternative vor. Im 18. Jahrhundert bot sich dagegen noch die Ausweichstruktur mit *to be* anstelle des prädikativen *as an*.

Tabelle 11 Objektprädikative bei *look (up)on* im *Eighteenth-Century Fiction*-Korpus (1705-1780)

	I <i>as</i>	II <i>to be</i>	III insgesamt	IV Anteil von <i>to be</i>
1 Prädikative in Gestalt von <i>as</i> -Komparativen	-	13	13	100 %
2 übrige Fälle in einem repräsentativen Ausschnitt des Korpus	282	18	300	6 %

Wie aus Tabelle 11¹⁹ hervorgeht, wird diese Alternative ganz regelmäßig zur Vermeidung der Abfolge zweier *as*-Vorkommen eingesetzt. In dieser Umgebung läßt sich die Variante mit *to be* sogar noch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts nachweisen.

(22) Our religion ... **looks on** the soul of the poorest cotton-worker **to be** as precious as the soul of the wealthiest cotton-lord. (OED, 1862)

Zu dieser Zeit war die explizitere Variante außerhalb solcher Umgebungen längst veraltet.

Bei der Negation von prädikativen Ausdrücken durch *far from* (veranschaulicht durch die Beispiele (13) und (14)) hat sich gezeigt, daß das verdeutlichende *being* schon im 18. Jahrhundert regelmäßig ausgestoßen wurde, wenn *far from* selber mit einem vorausgehenden *being* oder auch mit *been* verbunden war. Entsprechende Beispiele liegen in (23) und (24) vor.

(23) Miss Groves ... took advantage of her Shape, which, being **far from** Ø delicate would not Discover any growing Bigness, ... (C.R. Lennox, *The Female Quixote*, 1752)

(24) ..., however, the consequence has been **far from** Ø fatal, ... (C.R. Lennox, *Harriet Stuart*, 1751)

¹⁹ In diese Tabelle fanden fast ausschließlich Werke von Autoren Eingang, bei denen die Ausweichstruktur mit *to be* überhaupt belegt ist. Demzufolge ist der Anteil von 6 %, der sich in Zeile 2 ergibt, gegenüber dem Durchschnitt für das gesamte *Eighteenth-Century Fiction*-Korpus vermutlich leicht überhöht.

Bei einer ganzen Reihe von Autor/innen wie bei der hier zitierten kommt die zukunftsweisende weniger explizite Variante nur in derartigen Umgebungen vor. Man vergleiche dazu Tabelle 12.²⁰

Tabelle 12 Prädikative Adjektive in Verbindung mit *far from* in 2 Romanen von Charlotte Ramsay Lennox (1751-1752)

	I <i>being</i>	II ∅	III insgesamt	IV Anteil von <i>being</i>
1 Gesamtzahl der Belege	13	2	15	86,7 %
2 <i>being/has been + far from</i>	-	2	2	
3 übrige Fälle	13	-	13	100 %

Ebenso erklärt sich das in Tabelle 5, Zeile 3 vermerkte Beispiel, das bisher noch nicht angesprochen wurde: In dem prädikativen Ausdruck selbst tritt die Form *being* auf, so daß auf ein zusätzliches verdeutlichendes *being* verzichtet wird.

3.5. Zusammenfassung

In den unter Abschnitt 3 untersuchten Variationsphänomenen haben wir nachweisen können, daß postnominale Maßangaben mit der Präposition *of*, infinite Satzergänzungen mit *to*-Infinitiven oder *-ing*-Formen z.B. nach *begin*, *endeavour*, *refuse*, *undertake* und *avoid* und prädikative Strukturen mit *as + Adj + as* oder *far from being* möglichst vermieden werden, wo sie mit gleichen oder ähnlichen Strukturen zusammentreffen würden. Diese Vermeidungsbestrebungen können sich in direkten Strategien manifestieren, wie etwa Rückgriffen auf unmittelbare syntaktische Alternativen (z.B. Ausweichen auf *about* anstelle von *of* bei Maßangaben nach Ausdrücken der Form N *of* N, Austausch von *to*-Infinitiven und *-ing*-Formen; Ersatz von *as* durch *to be* vor *as*-Komparativen) oder Auslassungen (z.B. von *of* bei Maßangaben nach der Struktur N *of* N und von *being* nach Folgen der Art *being/been far from*). Ebenso spielen vermutlich indirekte Vermeidungsstrategien eine Rolle, wie z.B. bei der Ersetzung einer von *endeavour*, *refuse*, *undertake* oder *avoid* abhängigen satzwertigen Struktur durch eine Nominalphrase.

²⁰ Die beiden Werke von C.R. Lennox entstammen dem *Eighteenth-Century Fiction*-Korpus.

In diachroner Perspektive hat sich wiederum bestätigt, daß die Vermeidung von Identitätseffekten je nach Kontext die Etablierung einer diesbezüglich unproblematischen Form beschleunigen und diejenige einer anfälligen Form bremsen oder sogar verhindern kann.

4. Auswirkungen phonologischer Faktoren

Ebenso wie kognitive Faktoren (Komplexität und Identitätseffekte) spielen auch phonologische Faktoren bei der Steuerung von Variationsphänomenen eine Rolle; mit anderen Worten, Tendenzen, die mit der Artikulation bzw. mit der auditiven Sprachperzeption zusammenhängen, üben ebenfalls Einflüsse auf die Grammatik aus. Dies gilt, wie unten zu zeigen sein wird, sowohl für die synchrone Ebene als auch für die diachrone Sprachentwicklung.

In den folgenden beiden Abschnitten werden anhand von vier Beispielen die Auswirkungen zweier phonologischer Prinzipien, nämlich der idealen Silbenstruktur und des alternierenden Rhythmus, untersucht. Dazu wird ein Korpus von frühneuenglischen Texten aus dem 16. und 17. Jahrhundert herangezogen. In dieser Zeit läßt sich noch die Endphase der Alternation zwischen den pränominal gebrauchten Possessivpronomen *my/thy* und *mine/thine* und des Vorkommens unmarkierter Infinitive nach manipulativen Verben wie *make* und *bid* im Passiv beobachten und analysieren.

4.1. Auswirkungen optimaler Silbenstruktur

4.1.1. Allgemeines

Die Silbenstruktur natürlicher Sprachen unterliegt bestimmten phonotaktischen Beschränkungen, die einzelsprachlich festgelegt oder universell gegeben sein können. Zu den letzteren gehört eine Tendenz, die unmittelbare Aufeinanderfolge von Vokalen (Hiatus) einerseits und von Konsonanten (Cluster) andererseits zu vermeiden. Daraus resultiert eine Alternation von Konsonanten und Vokalen, die im folgenden mit dem Terminus 'optimale Silbenstruktur' umschrieben werden soll.²¹ Die funktionale Motivation dieser Präferenz liegt in artikulatorischen, akustischen und auditiven Voraussetzungen, unter denen sprachliche Kommunikation stattfindet.²² So ist ein Wechsel von Konsonanten und Vokalen leichter zu artikulieren und zu dekodieren als komplexe Hiatus oder Konsonantencluster. Dabei wird die Adjazenz von Vokalen übereinzelsprachlich noch stärker vermieden als die Kombination von Konsonanten. Die Präferenz für eine ideale Silbenstruktur steht jedoch im Gegensatz zu einer Vielzahl ande-

²¹ Vergleiche zur optimalen Silbenstruktur Th. Berg, *Linguistic Structure and Change*, S. 79; Th. Vennemann, *Language Change as Language Improvement*, S. 322ff.

²² Zum möglichen neurolinguistischen Hintergrund solcher Tendenzen vergleiche D.G. MacKay, *Phoneme Repetition in the Structure of Languages*, S. 211.

rer Faktoren, so daß komplizierte Wechselwirkungen entstehen, von denen einige in der folgenden Untersuchung aufgezeigt werden sollen.

Wie das Komplexitätsprinzip und das *horror aequi*-Prinzip ist die ideale Silbenstruktur eine universelle Tendenz, die in der Synchronie Auswirkungen zeigt. Zudem lassen sich mit ihrer Hilfe Vorhersagen machen, die den Sprachwandel betreffen: Innovative Formen, die sich in bezug auf ihre Silbenstruktur von den schon vorhandenen Formen unterscheiden, sollten sich zuerst in solchen phonotaktischen Kontexten etablieren, wo sie zu einer insgesamt verbesserten Silbenstruktur beitragen können. Dagegen sollten sich obsolet werdende Formen dort am längsten behaupten, wo sie in dieser Hinsicht optimalere Konfigurationen erhalten können.

4.1.2. Pränominal gebrauchte Possessivpronomen

Von bestimmten Funktionswörtern haben sich – wahrscheinlich dank ihrer großen Häufigkeit – in früheren Sprachstufen des Englischen Varianten halten können, die zur Schaffung einer optimalen Silbenstruktur zur Verfügung standen. Heutzutage sind die meisten dieser Variationsphänomene aus Gründen der Sprachökonomie und Standardisierung ausgefallen. Im Standardenglischen der Gegenwart ist mit der Alternation des unbestimmten Artikels (*a/an*) nur noch eines der hier angesprochenen Phänomene verblieben. Im Mittelenglischen betraf dies jedoch eine bedeutende Zahl von Funktionselementen; so etwa die Determinierer *every/everich* und *no/none*, die Präposition *fro/from*, das Personalpronomen *I/ich*, die instabil gewordene Verbalendung *-n* sowie die pränominal (d.h. als Determinierer) gebrauchten Possessivpronomen *my/mine* und *thy/thine*. Letztere weisen auch im Frühneuenglischen noch einen beachtlichen Grad an Variation auf und sollen im folgenden in einem umfangreichen Korpus fiktionaler Texte aus dem 16. und 17. Jahrhundert untersucht werden.

Tabelle 13 enthält eine Aufstellung aller Belege für das Possessivpronomen der 1. Pers. Sg. im *Early English Prose Fiction*-Korpus,²³ Tabelle 14 die entsprechenden Zahlen für das Possessivpronomen der 2. Pers. Sg.²⁴ Um Effekte der Präferenz für eine ideale Silbenstruktur aufzudecken, sind die Verwendungen der Possessivpronomen zunächst nach ihrer syntaktischen Funktion aufgeschlüsselt, da nur in pränominalen Verwendungen eine phonologisch motivierte Alternation auftritt, während sich in den anderen (gewöhnlich prosodisch stärker hervortretenden) Funktionen die Vollform immer behauptet hat.²⁵ Sodann wird unter den prä-

²³ Das Korpus enthält 160 Bände von 98 namentlich bekannten Autoren und 51 Bände anonymer Autoren (alleamt auf den Britischen Inseln beheimatet) aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Es handelt sich ausschließlich um fiktionale Prosa unterschiedlicher Textsorten.

²⁴ Dabei wurde jeweils nach den folgenden Schreibvarianten gesucht: *my, mi, min, mine, myn, myne; thy, thi, thin, thine, thyn, thyne*.

²⁵ Siehe M. Görlach, *Introduction to Early Modern English*, S. 86, und T.F. Mustanoja, *A Middle English Syntax*, S. 157.

nominalen Verwendungen unterschieden nach der Kategorie des ersten Graphems des Folgewortes (Vokal oder Konsonant), wobei graphemisch mit <h> beginnende Wörter gesondert geführt und nach ihrem germanischen oder romanischen Ursprung unterschieden werden.

Tabelle 13 Die Verteilung von *my/mi* vs. *min(e)/myn(e)* im *Early English Prose Fiction*-Korpus

	I <i>my/mi</i>	II <i>min(e)/myn(e)</i>	III Gesamtzahl	IV Anteil von II
0 nicht berücksichtigte Beispiele (postnominale, prädikative und substantivische Verwendungen; Verwendungen mit elliptischem Beziehungswort)	-	~ 1928	~ 1928	100 %
1 pränominale Verwendungen insgesamt	~ 67771	~ 2645	~ 70416	3,8 %
a) vor Vokal	~ 7516	~ 2132	~ 9648	22,1 %
b) vor <h>	~ 4941	502	~ 5443	9,2 %
i) vor germanischem <h>	~ 4391	63	~ 4454	1,4 %
ii) vor romanischem <h>	550	439	989	44,4 %
c) vor Konsonant	~ 55314	11	~ 55325	0,0 %

Tabelle 14 Die Verteilung von *thy/thi* vs. *thin(e)/thyn(e)* im *Early English Prose Fiction*-Korpus

	I <i>thy/thi</i>	II <i>thin(e)/thyn(e)</i>	III Gesamtzahl	IV Anteil von II
0 nicht berücksichtigte Beispiele (postnominale, prädikative und substantivische Verwendungen; Verwendungen mit elliptischem Beziehungswort)	-	~ 415	~ 415	100 %
1 pränominale Verwendungen insgesamt	~ 15258	~ 884	~ 16142	5,5 %
a) vor Vokal	~ 1302	~ 781	~ 2083	37,5 %
b) vor <h>	~ 878	98	~ 976	10,0 %
i) vor germanischem <h>	~ 803	34	~ 837	4,1 %
ii) vor romanischem <h>	75	64	139	46,0 %
c) vor Konsonant	~ 13078	5	~ 13083	0,0 %

Diese Daten zeigen, daß die seit mittellenglischer Zeit auftretende Variante der Possessivpronomen, die das auslautende *-n* verloren hat, vor Konsonanten bereits fest etabliert ist.²⁶ Vor Vokal kommt die *n*-haltige Variante dagegen noch in 22,1 % bzw. 37,5 % der Belege vor, ein Wert, der sich hoch signifikant vom Durchschnittswert (3,8 % bzw. 5,5 %) abhebt. Dieser Gegensatz zwischen vokalischem und konsonantischem Anlaut läßt sich durch folgendes Beispiel illustrieren, in dem die Varianten des Possessivpronomens in komplementärer Distribution erscheinen:

- (25) Euen so I beinge bent to this translation, (with the helpe of **my wyttes** which in this case fauoured **my wil**) haue vnder such sort wrested common reason, that in **mine opinion** (being inoughe as I suppose for the discharge of **myne owne** conscience) the doynge thereof may well inough stande with the precept of Plato. (Anon., The Image of Idleness, ?1555)

Die Verteilung der beiden Varianten in diesem Textstück entspricht in vollem Maße den Erfordernissen der idealen Silbenstruktur. Durch Verwendung von *my* vor Konsonanten wird die Bildung von Konsonantenclustern umgangen, während das *n* von *mine* vor Vokalen einen drohenden Hiatus aufbricht. Im Gegensatz zum Mittelenglischen etwa bei Geoffrey Chaucer, wo die innovativen Formen *my* und *thy* nach unseren Erkenntnissen erst mit 78 % bzw. 81 % vertreten waren, dominieren diese Varianten nun mit 96,2 % bis 94,5 %. Dies hat zur Folge, daß im Korpusquerschnitt keine komplementäre Distribution der Varianten mehr erreicht wird. In 77,9 % bzw. 62,5 % der Fälle gehen *my* und *thy* nun auch einem vokalischem anlautenden Element voran. Die zunehmende standardmäßige Einführung von *my* und *thy* in allen phonologischen Kontexten wirkt sich also schon im Frühneuenglischen auf Kosten der idealen Silbenstruktur aus.

Weiterhin weisen Tabellen 13 und 14 augenfällig nach, daß das Graphem <h> im Wortanfang einen Zwischenstatus zwischen vokalischem und konsonantischem anlautenden Elementen einnimmt, infolge dessen es sich in 9,2 % bzw. 10,0 % der Fälle mit der *n*-haltigen Variante verbindet. Dieses Ergebnis steht im Gegensatz zu der von Görlach²⁷ vertretenen Auffassung, nach der sich die *n*-haltige Variante im Frühneuenglischen auf Positionen vor vokalischem Anlaut beschränke, und bestätigt die Ergebnisse von Schendl's²⁸ Korpusanalysen. In Ergänzung zu Schendl läßt sich jedoch feststellen, daß ein deutlicher Gegensatz zwischen mit <h> beginnenden Lexemen germanischen und romanischen Ursprungs besteht. Während *mi-*

²⁶ Vergleiche hierzu H. Schendl, *My/mine, thy/thine*, S. 117, und E. Ekwall, *A History of Modern English Sounds and Morphology*, S. 96. Nach dem Zipfschen Gesetz (G. Zipf, *The Psycho-biology of Language*) entspricht ein solcher phonologischer Substanzverlust bei hochfrequenten Funktionswörtern einer natürlichen Tendenz zur Sprachökonomie.

²⁷ M. Görlach, *Introduction to Early Modern English*, S. 85.

²⁸ H. Schendl, *My/mine, thy/thine*, S. 116.

ne/thine vor germanischem <h> mit 1,4 % bzw. 4,1 % zwar wenig, aber statistisch hoch signifikant häufiger ist als vor Konsonant, kolloziert romanisches <h> zu 44,4 % bzw. 46,0 % mit *mine/thine*. Auch dieser Kontrast läßt sich an einem Minimalpaar illustrieren:

(26) ... the hurt greeues mee not so much, as to thinke how I am hindred from **my heartie** desire, to shew **mine humble** dutie, ... (Nicholas Breton, *The Miseries of Mauillia*, 1606)

So neigen die Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts dazu, zwischen germanischem und romanischem <h> zu unterscheiden: Germanisches <h> wird tendenziell wie ein Konsonant,²⁹ romanisches dagegen wie ein Vokal behandelt. Diese Sonderstellung des romanischen <h> gegenüber allen anderen Konsonanten erklärt sich daraus, daß schon in der (meist) französischen Ursprungssprache das Graphem <h> nicht mehr gelautet wurde. Daher verwundert es nicht, daß sich im Korpus keine signifikanten Unterschiede feststellen lassen zwischen romanischen Wörtern, deren anlautendes <h> aufgrund der Schreibung später in der Aussprache wieder eingeführt wurde (z.B. *habit, habitation, horrible, host, etc.*),³⁰ und solchen (wie *heir, honest, honesty, honour, honourable* und *hour*), bei denen es nach wie vor stumm bleibt.

Auffällig ist die Tatsache, daß in Tabelle 13 und 14 romanisches <h> die *n*-haltigen Formen *mine/thine* noch stärker anzieht als ein anlautender Vokal. Möglicherweise lassen sich diese Daten auf das hyperkorrekte Bestreben der Autor/innen zurückführen, durch das *n* des Possessivpronomens das Fehlen von nachfolgendem *h* in der Aussprache anzuzeigen und dies noch eindeutiger als vor einem vokalischen Graphem zu signalisieren. Die Neigung zur Hyperkorrektur könnte demnach in diesem Fall beim Aussterben von Varianten als verlangsamerender Faktor eine Rolle spielen.

Einige weitere deutliche Kontraste, die in den Tabellen 13 und 14 nicht im einzelnen erfaßt sind, treten bei einer detaillierteren Analyse des Korpus zutage. Offensichtlich übt das Akzentmuster des nach dem Possessivpronomen folgenden Lexems einen bedeutenden Einfluß aus. Dies gilt sowohl für vokalisches anlautende als auch für mit romanischem <h> anlautende Lexeme, wobei diejenigen, die eine betonte Anfangssilbe besitzen, stets stärker mit dem *n*-haltigen Possessivpronomen kollokieren. Verantwortlich für diesen Kontrast ist das unterschiedlich starke Hervortreten betonter und unbetonter Silben, das einen Hiatus im Ansatz

²⁹ Hier hat sich seit alt- und mittelenglischer Zeit schon ein deutlicher Wandel vollzogen: Ursprünglich wurde germanisches <h> als Aspiration des folgenden Vokals aufgefaßt; ein mit <h> anlautendes Wort war also *de facto* vokalisches anlautend (vergleiche E.J. Dobson, *English Pronunciation 1500 – 1700*, S. 991).

³⁰ Vergleiche E.J. Dobson, *English Pronunciation 1500 – 1700*, S. 991f.; M. Görlach, *Introduction to Early Modern English*, S. 75. Durch die Wiedereinführung der Realisierung von romanischem <h> (*spelling pronunciation*) wie auch durch die Erlangung des vollen Konsonantenstatus durch germanisches <h> wird die ideale Silbenstruktur im heutigen Englisch wiederum gestärkt: Der potentielle Hiatus zwischen pränominalen Possessivpronomen und nachfolgendem Lexem wird durch die konsonantische Realisierung von <h> vermieden.

einer betonten Silbe stärker (negativ) auffallen läßt als anderorts. Man vergleiche die folgenden Beispiele:

(27) Thou tearmest **mine ábsence** either thy purgatory, or thy hell, & **my afflíctions** & torments for thine are so great, ... (John Reynolds, *The Trivmphs of Gods Revenge*, 1623)

(28) ... for they knew hee was gone, **my Hostés** shee was in the Market buying of prouision for supper: **mine Hóst** hee was at Tables, ... (George Peele, *Merrie Conceited Iestes*, 1607)

In Beispiel (28) muß beachtet werden, daß im Frühneuenglischen noch eine größere Unsicherheit hinsichtlich der Betonung romanischer Lehnwörter herrschte,³¹ so daß *hostess* beispielsweise noch Endbetonung tragen konnte. Dadurch erklärt sich, daß *hostess* im Korpus nur zu 27 % von *mine/thine* begleitet wird, während dies bei *host* in 63 % der Fälle zutrifft. So erklärt die Präferenz einer idealen Silbenstruktur, die sich besonders in rhythmisch auffälligen Positionen auswirkt, auch den Einfluß der Betonungsstärken nachfolgender Silben auf die Form des Possessivpronomens.

Innerhalb derjenigen Kategorien von Tabellen 13 und 14, in denen eine nennenswerte Variation auftritt (d.h. vor Vokalen und <h>), zeigt sich des weiteren ein Effekt der Frequenz einzelner Wörter. Tabelle 15 zeigt, sortiert nach den drei oben angeführten Kategorien von Anlauten, das Zahlenverhältnis von *my* zu *mine* als Possessivpronomen vor Lexemen mit unterschiedlicher Häufigkeit im untersuchten Korpus. Die Lexeme sind in Gruppen nach abnehmender Frequenz gestaffelt.

³¹ Siehe M. Görlach, *Introduction to Early Modern English*, S. 64; E.J. Dobson, *English Pronunciation 1500 – 1700*, S. 445ff.; E. *Ekwall*, *A History of Modern English Sounds and Morphology*, S. 6f.

Tabelle 15 Die Verteilung von *my/mi* vs. *min(e)/myn(e)* in Abhängigkeit von der Frequenz der nachfolgenden Lexeme im *Early English Prose Fiction*-Korpus

	I <i>my/mi</i>	II <i>min(e)/myn(e)</i>	III Gesamtzahl	IV Anteil von II
1 vor vokalisch anlautenden Lexemen insgesamt	~ 7516	~ 2132	~ 9648	22,1 %
a) Lexemfrequenz > 150	~ 2351	~ 1477	~ 3828	38,6 %
b) Lexemfrequenz 70 – 149	~ 1058	190	~ 1248	15,2 %
c) Lexemfrequenz 30 – 69	~ 1313	143	~ 1456	9,8 %
d) Lexemfrequenz 1 – 29	~ 2794	322	~ 3116	10,3 %
2 vor mit germanischem <h> anlautenden Lexemen insgesamt	~ 4391	63	~ 4454	1,4 %
a) Lexemfrequenz > 150	~ 3454	58	~ 3512	1,7 %
b) Lexemfrequenz 70 – 149	246	2	248	0,8 %
c) Lexemfrequenz 30 – 69	178	1	179	0,6 %
d) Lexemfrequenz 1 – 29	513	2	515	0,4 %
3 vor mit romanischem <h> anlautenden Lexemen insgesamt	550	439	989	44,4 %
a) Lexemfrequenz > 150	162	372	534	69,7 %
b) Lexemfrequenz 70 – 149	–	–	–	
c) Lexemfrequenz 30 – 69	155	44	199	22,1 %
d) Lexemfrequenz 1 – 29	233	23	256	9,0 %

Die hier dargestellten Daten illustrieren eine hohe Korrelation zwischen Lexemhäufigkeit und der jeweils gewählten Variante des Possessivpronomens: Je häufiger ein Lexem unter den Korpusbelegen vorkommt, desto stärker ist seine Assoziation mit der älteren, *n*-haltigen Form *mine*. An der Spitze der Häufigkeitsskala stehen beispielsweise *own*, *eye(s)*, *enemy/ies* und *ear(s)* unter den vokalisch anlautenden, *heart(s)*, *husband(s)*, und *head(s)* unter den mit germanischem <h> beginnenden und *honour* und *host(s)* unter den mit romanischem <h> beginnenden Lexemen, die allesamt überdurchschnittlich oft mit *mine/thine* auftreten. Vergleiche das Minimalpaar in (29):

(29) Since you are entred upon Storyes, I also will tell you one, the which, though I heard it not with **mine own** Ears, yet **my Author** I dare believe: ... (John Bunyan, *The Life and Death of Mr. Badman*, 1680)

Die Folge *my/mine own* (2062 Belege, davon 1171 mit *mine*) ist ungleich häufiger als die Folge *my/mine author* (17 Belege, davon 4 mit *mine*). Der Gradient der Assoziation mit *mine* verläuft bei vokalischem und mit romanischem <h> anlautenden Lexemen noch recht steil: Die häufigsten vokalischem beginnenden Wörter wählen *mine* in knapp 40 % der Fälle, die seltensten in nur etwa 10 %. Für die häufigsten romanischen Lexeme gilt dies in etwa 70 % der Fälle; für die seltensten jedoch in nur 9 %. Vor germanischem <h> fällt der Gradient, entsprechend dem schon sehr geringen durchschnittlichen Vorkommen von *mine* in diesem Kontext (1,4 %), deutlich flacher aus. Nichtsdestotrotz weisen die häufigsten Lexeme dieser Gruppe noch eine erkennbare Abweichung vom Mittelwert auf. Tabelle 15 belegt also die Bedeutung von hoher lexikalischer Frequenz als konservierenden Kontext, in dem sich die ungebräuchlich werdende Form *mine* noch relativ deutlich behaupten kann.

Eine Untersuchung der Korpusbelege nach Zeitabschnitten von je 20 Jahren³² ergibt erwartungsgemäß eine stetige Abnahme der Anteile von *mine/thine*. Dies betrifft vor allem Vorkommen des pränominalen Possessivpronomens vor vokalischem Anlaut inklusive romanischem <h>, wo die Quote in der Mitte des 16. Jahrhunderts noch fast 100 % erreicht, sowie vor germanischem <h>, bei dem *mine/thine* zu dieser Zeit noch in etwa einem Fünftel der Fälle auftritt, sich aber schon gegen Ende des Jahrhunderts auf ca. 3 % reduziert. Vor konsonantischem Anlaut liegt der Anteil von *mine/thine* schon zu Beginn der frühneuenglischen Zeit bei Null. Zieht man in Betracht, daß vokalischem Anlaut und (in abnehmendem Maße) romanisches <h> den Kontext darstellen, der durch zunehmende Annahme der innovativen Form *my/thy* die Einhaltung einer idealen Silbenstruktur am stärksten beeinträchtigt, so wird klar, daß sich die seltener werdende Form *mine/thine* in eben diesen Positionen am längsten halten kann, weil sie dort eine phonotaktische Funktion erfüllt. Sowohl die synchrone Verteilung als auch die diachrone Entwicklung (beschleunigte Aufnahme von *my* vor Konsonant und gebremste Aufgabe von *mine* vor Vokal) lassen sich durch die Tendenz der idealen Silbenstruktur erklären. So spiegelt das synchrone Mehr oder Weniger in Tabellen 13 und 14 auch indirekt das diachrone Früher oder Später des Variationsmusters wider.

In eine ähnliche Richtung weisen die Differenzen, die im Vergleich von Tabelle 13 mit Tabelle 14 hervortreten: Über die gesamte Zeitspanne des 16. und 17. Jahrhunderts gesehen sind sowohl *thine* als auch *thy* veraltende Formen des Possessivpronomens für die 2. Pers. Sg. Sie werden in zunehmendem Maße von der ursprünglichen Pluralform *your* abgelöst, die (wie auch das Personalpronomen *you*, seltener *ye*) zunächst als Höflichkeitsform Eingang in den Singular fand und schon um 1600 die unmarkierte Form der Anrede darstellte.³³ Dementspre-

³² Ausschlaggebend war hier das Publikationsdatum der Texte, die das *Early English Prose Fiction*-Korpus umfaßt. Für die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts können jedoch keine signifikanten Aussagen getroffen werden; das Korpus liefert erst nach dieser Periode eine ausreichende Dichte von Belegen.

³³ Siehe M. Görlach, *Introduction to Early Modern English*, S. 85; A.C. Baugh – Th. Cable, *A History of the English Language*, S. 242.

chend seltener sind *thine* und *thy* in den späteren Sprachstufen, die im Korpus repräsentiert sind. In den früheren Korpustexten gilt hingegen für das Possessivpronomen der 2. Pers. Sg. wie für dasjenige der 1. Pers. Sg., daß die ursprüngliche Variante mit finalem *-n* noch besser etabliert ist. Für das Mittelenglische bei Chaucer läßt sich diese Diskrepanz zwischen den Possessivpronomen für die 1. und 2. Pers. Sg. noch nicht nachweisen. Das gesamte Paar *thine/ty* ist also erst im Frühneuenglischen ausgestorben, aber schon bevor die Variante *thine* vollständig eliminiert war. So begründen sich die durchweg höheren Prozentanteile dieser Form in Tabelle 14 im Vergleich zu Tabelle 13, die sich in jeder einzelnen der unterschiedenen Kategorien manifestieren.

4.1.3. Zusammenfassung

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, daß die universell und funktional motivierte Präferenz für eine ideale Silbenstruktur Möglichkeiten zu ihrer Verwirklichung findet, wo phonologisch unterschiedliche Varianten (im hier betrachteten Fall Varianten der Possessivpronomen) zur Auswahl stehen. Dieser phonotaktische Faktor erklärt das Variationsmuster, das sich in Tabelle 13 und 14 darstellt. Er tritt jedoch in Konkurrenz zu einer Reihe anderer sprachlicher und außersprachlicher Faktoren, deren Einflüsse die Wirkungen der idealen Silbenstruktur überlagern oder zunichte machen können. Zu diesen Faktoren gehört eine sprachökonomische Tendenz, die eine eindeutige Relation zwischen Form und Funktion favorisiert³⁴ und im Gegenwartsglischen zu einer Aufspaltung pränominaler Verwendungen (*my*) und anderer syntaktischer Funktionen (*mine*) des Possessivpronomens geführt hat. In die gleiche Richtung wirken die zunehmend an Stärke gewinnenden Standardisierungsbestrebungen, die ebenfalls sprachliche Variabilität zugunsten einer Variante ausmerzen. Weiterhin interagieren mit der Silbenstruktur phonologische Faktoren, wie Betonungsverhältnisse, die einen Hiatus mehr oder weniger anstößig erscheinen lassen können, und die kategoriale Zugehörigkeit von <h> im Wortanlaut (Aspiration des folgenden Vokals vs. vollwertiger Konsonant), die wiederum in gewissem Maße von der Etymologie (germanisch vs. romanisch) des betreffenden Lexems abhängt. Schließlich spielt die Frequenz eines Lexems eine Rolle: Eine hochfrequente Kollokation mit dem Possessivpronomen bildet einen konservierenden Kontext, in dem eine aussterbende Form längeren Bestand hat.

Die anhand der Präferenz für die ideale Silbenstruktur formulierten Voraussagen auf der diachronen Ebene haben sich bestätigt: In der Endphase des Vorkommens der älteren Varianten *mine* und *thine* beschränken sich diese zunehmend auf vokalisch (inklusive mit romanischem <h>) anlautende Lexeme, bevor sie auch in diesen günstigen Kontexten von antagonistischen Faktoren eliminiert werden.

³⁴ Vergleiche Th. Berg, *Linguistic Structure and Change*, S. 14.

4.2. Auswirkungen des Prinzips der rhythmischen Alternation

4.2.1. Allgemeines

Die Abfolge betonter und unbetonter Silben unterliegt ähnlichen Kriterien wie die von Konsonanten und Vokalen. Sowohl Zusammenstöße betonter Silben als auch Folgen von mehr als zwei unbetonten Silben werden nach Möglichkeit vermieden. Diese Tendenz ist im Prinzip der rhythmischen Alternation folgendermaßen zusammengefaßt: "stressed and stressless syllables tend to alternate at rhythmically ideal disyllabic distances".³⁵ Kager nennt dieses Prinzip ein "semi-universal", das zwar nicht in allen, aber in sämtlichen Sprachen mit silbischen Betonungsunterschieden Anwendung findet. Jedoch kann der Einfluß des Prinzips der rhythmischen Alternation von Sprache zu Sprache und zwischen verschiedenen Entwicklungsstufen derselben Sprache schwanken. Zumindest seit dem Frühneuenglischen nimmt das Prinzip in der englischen Sprache einen bedeutenden Stellenwert ein.³⁶ Dabei erweist sich die Tendenz zur Vermeidung von Akzentzusammenstößen als einflußreicher als das Bedürfnis, Abfolgen unbetonter Silben zu vermeiden.³⁷ Wie die ideale Silbenstruktur begründet sich diese Präferenz funktional aus Gegebenheiten der Sprachproduktion und -rezeption: Zwei aufeinanderfolgende betonte Silben sind ebenso schwer zu artikulieren und akustisch zu differenzieren wie Sequenzen mehrerer unbetonter Silben.

Hinsichtlich der Bedeutung des Prinzips für den Sprachwandel kann die Hypothese aufgestellt werden, daß neuartige Konstruktionsalternativen zuerst dort Fuß fassen können, wo sie eine Annäherung an das rhythmische Ideal der alternierenden Betonungen mit sich bringen. Umgekehrt werden untergehende Varianten sich dort am längsten halten können, wo sie rhythmisch vorteilhaftere Konstellationen bewahren können. Jedoch wird auch dieses rhythmische Prinzip fortwährend durch gegenläufige Faktoren behindert oder außer Kraft gesetzt, wie im folgenden an zwei Beispielen verdeutlicht werden soll.

4.2.2. Manipulative Verben mit abhängigen Infinitiven

Wie oben (Abschnitt 2.2.) bereits dargestellt, konnte im Frühneuenglischen nach einigen manipulativen Verben (z.B. *make*, *bid*) sowohl der markierte als auch der unmarkierte Infinitiv stehen. Für das Aktiv ist ein Einfluß von Bedürfnissen der Informationsverarbeitung auf das Vorhandensein oder Fehlen von *to* nachgewiesen worden. Im Passiv folgt der abhängige Infinitiv in der Regel direkt dem übergeordneten Verb. Beide verbalen Elemente tragen norma-

³⁵ R. Kager, A Metrical Theory of Stress and Destressing in English and Dutch, S. 2.

³⁶ Vergleiche M. Markus, From Stress-timing to Syllable-timing, S.192.

³⁷ Die letztere Konstellation, *stress lapse* genannt, kann relativ problemlos durch Hinzufügung einer Betonung auf einer ansonsten unbetonten Silbe dem Prinzip der rhythmischen Alternation entsprechend korrigiert werden.

lerweise einen lexikalischen Hauptakzent, was ein erhöhtes Potential für Akzentzusammenstöße zur Folge hat.³⁸

Tabelle 16 zeigt das Verhältnis von markierten zu unmarkierten Formen von Infinitiven, die von einer passivischen Form von *make* als übergeordnetem Verb abhängen.³⁹ Die Infinitive sind nach ihrem Betonungsmuster differenziert, und diskontinuierliche Strukturen sind getrennt aufgeführt.

Tabelle 16 Die Verteilung (erster bzw. einziger) markierter und unmarkierter Infinitive in Abhängigkeit von passivischem *make* im *Early English Prose Fiction*-Korpus

	I ∅	II <i>to</i>	III Gesamtzahl	IV Anteil von II
1 anfangsbetonte Infinitive	2	56	58	97 %
2 nicht anfangsbetonte Infinitive	7	16	23	70 %
3 Einschübe zwischen <i>made</i> und Infinitiv	-	2	2	
4 Gesamtzahl	9	74	83	89 %

Wie aus Spalte IV hervorgeht, zieht passivisches *make* im untersuchten Korpus durchschnittlich zu 89 % einen *to*-Infinitiv nach sich. Dieser Wert liegt deutlich über dem in Tabelle 1 festgestellten Wert für aktives *make*. Hierfür ist vermutlich hauptsächlich die erhöhte Verarbeitungskomplexität des Passivs verantwortlich. Der Anteil der Fälle, in denen der Infinitiv markiert wird, variiert jedoch je nach den Betonungsverhältnissen des abhängigen Verbs: Anfangsbetonte Infinitive erscheinen in fast 100 % der Belege markiert, während nicht anfangsbetonte nur zu gut zwei Dritteln von *to* begleitet werden. Bei den zwei Belegen im Werk von Thomas Nashe findet sich eine komplementäre Verteilung der Alternativen:

(30) My soule which was **máde to sóare** vpward, now sought for passage downward, ...
(Thomas Nashe, *The Vnfortvnate Traveller*, 1594)

³⁸ Siehe P. Fijn van Draat, *Rhythm in English Prose*, S. 73ff.; D.L. Bolinger, *Pitch Accent and Sentence Rhythm*, S. 151; vergleiche ferner W. Franz, *Die Sprache Shakespeares in Vers und Prosa*, S. 538ff.

³⁹ Um passivische Verwendungen von *make* aufzufinden, wurden Formen und Schreibvarianten des Hilfsverbs *be* (*am, art, is, are, was, wast, wert, were, be, bee, being, beeing, been, beene, bē*) direkt vor der Form *made* erfaßt; dabei wurden Fälle, in denen Hilfsverb und *made* durch Einschübe getrennt sind, sowie solche, in denen eine vorausgehende Form von *be* nicht erscheint, nicht berücksichtigt. Wie in Tabelle 1 sind hier die einzigen bzw. bei koordinierten Strukturen nur die ersten Infinitive berücksichtigt worden.

- (31) A thousand iymiams and toyes haue they ... and are **máde beléue** of them that sel them, that they are rare & precious things; ... (Thomas Nashe, Pierce Penillesse, 1592)

Die Beispiele machen klar, daß das fast regelmäßige Vorhandensein von *to* vor Infinitiven mit Betonung auf der ersten Silbe unter anderem dazu dient, einen Akzentzusammenstoß zu verhindern. Im ganzen Korpus finden sich nur zwei Ausnahmen zu dieser Tendenz. Einer der anscheinend widersprüchlichen Belege läßt sich zudem durch überlagernde satzprosodische Betrachtungen erklären:

- (32) ... as the yonge Fawne will be **máde tàke bréad** at a mans hand, when the old Bucke will not by any meanes looke vpon a man: ... (Austen Saker, Narbonus, 1580)

In seinen übrigen vier Belegen mit anfangsbetonten Verben benutzt Saker durchgängig den markierten Infinitiv. In diesem Fall ist jedoch durch das unmittelbar auf *take* folgende Objekt ein Großteil des satzprosodischen Gewichts vom Infinitiv abgezogen, so daß *take* selbst als Betonungspuffer zwischen *made* und *bread* fungiert.⁴⁰ Die zweite Ausnahme neben Satz (32) findet sich bei Sir Philip Sidney (*The Covntesse of Pembrokes Arcadia*, 1593). Damit ist diese Konstruktionsvariante bei anfangsbetonten Infinitiven schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts ausgestorben, während nicht anfangsbetonte, von *be made* abhängige Infinitive noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hin und wieder ohne *to* erscheinen. Zum Beispiel stehen in acht Romanen von Daniel Defoe (Publikationsdaten 1719-1724) zehn markierte einem einzigen unmarkierten Infinitiv (bezeichnenderweise dem endbetonten *appear*) gegenüber.⁴¹

Die Notwendigkeit, ein Pufferelement einzufügen, besteht bei Infinitiven ohne Anfangsbetonung nicht. Demzufolge werden Verben wie *believe* (siehe Beispiel (31)), *confess* und *obey* im Korpus trotz der allgemeinen Dominanz von *to*-Infinitiven nach passivischem *make* in 7 von 23 Fällen nicht markiert. Wie Tabelle 16 zeigt, sind Verben mit unbetonter Anfangssilbe gegenüber solchen mit betonter Anfangssilbe aber in der Minderheit. Dies entspricht der allgemeinen Frequenz der beiden Verbtypen im Englischen. Eine starke These macht die Tatsache, daß in passivischen Verwendungen von *make* + Infinitiv der betonte Einsilbler *made* im Normalfall unmittelbar von einem meist anfangsbetonten (oder ebenfalls einsilbigen) abhängigen Infinitiv gefolgt wird, dafür verantwortlich, daß im Laufe des 18. Jahrhunderts die unmarkierte und damit pufferlose Variante ganz ausfällt.⁴² Jedenfalls läßt sich aufgrund der Daten aus dem 16. bis 18. Jahrhundert feststellen, daß das Prinzip der rhythmischen Alternation

⁴⁰ Vergleiche zur Abschwächung von Akzentzusammenstößen durch nachfolgendes starktoniges Material D.L. Bolinger, *Pitch Accent and Sentence Rhythm*, S. 149f. Zur höheren Toleranz ansonsten vermiedener Effekte in prosodisch unauffälligen Positionen siehe D.L. Bolinger, *The Jingle Theory of Double -ing*, S. 56.

⁴¹ Diese Aussage bezieht sich auf die im *Eighteenth-Century Fiction*-Korpus vorhandenen Romane Defoes; vergleiche Tabelle 4.

⁴² W. Franz, *Die Sprache Shakespeares in Vers und Prosa*, S. 537.

korrekt voraussagt, daß sich die letzten passivischen Verwendungen von *make* mit unmarkiertem abhängigen Infinitiv vor solchen Verben finden, die mit einer unbetonten Silbe beginnen.

Ein weiterer Faktor, der für die Festlegung des *to*-Infinitivs im Passiv bei manipulativen Verben wie z.B. *make* mitverantwortlich sein könnte, ist semantischer Natur. Im Aktiv ist der Fall der Ko-Lexikalisierung (außerhalb von pronominalen Objekten) wie in (33a) meist schon durch die Anordnung der Konstituenten von den produktiven (und semantisch relativ unabhängigen) Infinitiven wie etwa in (33b) abgesetzt.

(33) a. She **let fall** another intriguing remark.

b. She **let/made** another heavy parcel **fall**.

Die Unterscheidung ist im Sinne des Distanzprinzips Givóns ikonisch motiviert.⁴³ Eine dem Distanzprinzip gemäße formale Unterscheidung wäre im Passiv jedoch erst durch die Markierung des Infinitivs ermöglicht. Passivische Verwendungen bei Ko-Lexikalisierungen wie *let fall*, *let go* oder *let slip* treten übrigens noch heute ohne Infinitivmarkierung auf.

Wenn auch nach den Erkenntnissen in Tabelle 16 die Vermeidung von Akzentzusammenstößen das Grundmuster der variablen Infinitivmarkierung nach *be made* bestimmt, so kommen doch innerhalb der tabellarisch nur grob erfaßbaren Kategorien weitere variationssteuernde Faktoren ins Spiel, die oben bereits dargelegt wurden. So kann auch im Passiv Material (z.B. adverbiale Ausdrücke) zwischen *made* und dem abhängigen Infinitiv eingeschoben werden, so daß das Komplexitätsprinzip zum Tragen kommt. Im Korpus finden sich zwei solche Beispiele, in denen folgerichtig der Infinitiv mit *to* markiert und explizit an *made* angeschlossen wird. Zumindest in Satz (34) kann die Verwendung von *to* nicht durch das Bedürfnis bedingt sein, einen Akzentzusammenstoß zu umgehen; in Satz (35) dagegen wirken Komplexität und rhythmische Alternation synergetisch, so daß der Infinitivmarkierer hier quasi obligatorisch ist.

(34) ... here the ill are made worse, the good are **made** by tórmentes **to abiúre** the true profession. (Barnaby Rich, Don Simonides, 1584)

(35) ... he finding he was sought, and not consenting **to bee made** by fórce **to yéeld**, **to** other then his owne made choice, he stole away; ... (Lady Mary Wroth, The Countesse of Mountgomerie Urania, 1621)

Schließlich mag das *horror aequi*-Prinzip dafür mitverantwortlich sein, daß in Beispiel (36) zwischen den zwei von *fitter* abhängigen markierten Infinitiven nicht noch ein zusätzliches *to* vor dem von *made* abhängigen Infinitiv *obey* (der ohnehin mit unbetonter Silbe beginnt) eingeschoben wird:

⁴³ Vergleiche T. Givón, Syntax, S. 538ff.

- (36) ... the people were brought into a kinde of slavish condition, since they conceived, they were fitter **to be made obey** then **to** command; ... (Sir Percy Herbert, *The Princess Cloria*, 1661)

In Satz (35) dagegen, wo eine dreifache Reihung von *to* entsteht, wird der *horror aequi*-Effekt vom Komplexitätsprinzip und dem Prinzip der rhythmischen Alternation neutralisiert. Hinzu kommt, daß sich zumindest das dritte *to* in seiner Eigenschaft als Präposition syntaktisch vom Infinitivmarkierer abhebt und dadurch den Identitätseffekt abschwächt.

Ein ähnlich gelagerter Fall von variabler Infinitivmarkierung findet sich nach passivischem *bid*. Hier stellt sich die Sachlage jedoch komplizierter dar, da das Partizip Perfekt von *bid* selbst zwischen der einfachen Form *bid* und der suffigierten Variante *bidden* variiert. Sowohl die zusätzliche unbetonte Endsilbe von *bidden* als auch der Infinitivmarkierer *to* können als Pufferelement wirken. Daneben existiert wie bei passivischem *make* im Frühneuenglischen noch eine Variante ohne einen solchen Puffer. Tabelle 17 faßt die Ergebnisse einer Analyse des *Early English Prose Fiction*-Korpus zusammen.⁴⁴

Tabelle 17 Das Fehlen oder Vorhandensein von Pufferelementen nach passivischem *bid* im *Early English Prose Fiction*-Korpus

	I	II			III Gesamtzahl	IV Anteil von II
	∅	mit Pufferelement				
	<i>bid</i> + ∅	a) <i>bidden</i> + ∅	b) <i>bid</i> + <i>to</i>	c) <i>bidden</i> + <i>to</i>		
1 anfangsbetonte Infinitive	1	1	4	1	7	86 %
2 nicht anfangsbetonte Infinitive	5	1	4	2	12	58 %
3 Einschübe zwischen <i>bid(den)</i> und Infinitiv	-	-	2	1	3	
4 Gesamtzahl	6	2	10	4	22	73 %

⁴⁴ Hierbei wurde nach den oben (Fußnote 39) schon aufgeführten Formen und Graphievarianten des Hilfsverbs *be*, direkt gefolgt von *bid* oder *bidden* gesucht. Als nicht anfangsbetonte Infinitive wurden hier auch Partikelverben wie *come about/down/in, go away, rise up, sit down* und *stand by* gewertet, da in diesen Fällen der Hauptakzent nicht auf dem Verbstamm, sondern auf der Partikel liegt. (Entsprechende Partikelverben kamen in den Daten zu Tabelle 16 nicht vor; daher tauchte dort dieses Problem nicht auf. Jedoch traten nach *bid(den)* keine koordinierten Infinitive auf, so daß diesbezüglich kein Ausschlußkriterium formuliert werden mußte.)

Wenn auch die Ergebnisse statistisch keine Signifikanz erlangen, decken sie sich doch weitgehend mit den für *made* gewonnenen Daten und stützen diese. Der mit *to* markierte Infinitiv ist nach *be bid(den)* mit 14 von 22 Beispielen (64 %) etwas seltener als nach *be made*. Trotzdem werden Akzentzusammenstöße bis auf eine scheinbare Ausnahme (Beispiel (38)) konsistent vermieden, wozu auch das unbetonte Suffix *-en* im Partizip Perfekt herangezogen werden kann (siehe Beispiel (37)):

(37) ... let him passe without a god speede, and come by them twyce, ere hee bee **bidden drinke** once: ... (Austen Saker, Narbonus, 1580)

(38) ... he was **bíd gò** on his wáy, and also told the way he should take. (John Bunyan, The Pilgrim's Progress, 1684)

Satz (38) enthält eine offensichtliche Abweichung von der Regel, daß in Isolation anfangsbetonte (bzw. einsilbige) Infinitive durch *to* vom übergeordneten Verb *bid* getrennt werden. In dem zitierten Beispiel wird die Schärfe des Akzentzusammenstoßes jedoch dadurch gemindert, daß der Infinitiv *go* direkt von einer adverbialen Ergänzung gefolgt wird, die den Hauptakzent trägt, von dem *go* seinerseits überschattet wird.⁴⁵

Aus Tabelle 17 lassen sich aufgrund des Mangels an Belegen keine Schlüsse bezüglich der diachronen Entwicklung der Konstruktion ziehen. Jedoch ergibt eine Paralleluntersuchung am *Eighteenth-Century Fiction*-Korpus,⁴⁶ das chronologisch an das *Early English Prose Fiction*-Korpus anschließt, ein verschobenes Variationsprofil: Nunmehr hat sich der Anteil von *to*-Infinitiven von 73 % auf 94 % erhöht. Die beiden abweichenden Fälle (bei einer Gesamtzahl von 35 Beispielen) lassen sich wiederum durch das Akzentmuster des abhängigen Infinitivs bzw. durch satzprosodische Akzentdämpfung erklären. Ebenso wie der markierte Infinitiv zunehmend obligatorisch wird, nimmt die Häufigkeit der partizipialen Variante *bidden* bis auf zwei Belege ab. Im 18. Jahrhundert ist die hier betrachtete Konstruktion also in der Form *be bid + to*-Infinitiv weitgehend fixiert und grammatikalisiert. In dieser Form sind Akzentzusammenstöße zwischen *bid* und dem abhängigen Infinitiv durch die Präsenz des Infinitivmarkierers als Puffer systematisch ausgeschlossen; jedoch können auch Infinitive mit unbetonter Anfangssilbe praktisch nicht mehr auf den (hinsichtlich des Rhythmus überflüssigen) Markierer verzichten.

Die Daten aus dem 16. und 17. Jahrhundert zum Verb *bid* mit variabler Infinitivmarkierung bestätigen also die in Tabelle 16 dargestellten Befunde zum Verb *make*: Das Prinzip der rhythmischen Alternation erklärt die auffallend hohe Affinität zwischen anfangsbetonten Infinitiven und vorausgehenden Pufferelementen. Innerhalb dieses Variationsprofils manifestieren sich wiederum Wirkungen des Komplexitätsprinzips: Das Korpus liefert drei diskontinu-

⁴⁵ Vergleiche auch die Ausführungen zu Beispiel (32).

⁴⁶ Untersucht wurden hier nur die Erstausgaben; die im Korpus inbegriffenen späteren Ausgaben einiger Werke wurden aus der Betrachtung ausgeschlossen.

ierliche Konstruktionen, in denen *be bid(den)* durch adverbiale Einschübe vom abhängigen Infinitiv getrennt ist. Ungeachtet der Länge der Einschübe treten in allen drei Fällen explizite Infinitivmarkierungen durch *to* auf.⁴⁷ Sehen wir uns zwei der drei Beispiele etwas genauer an:

(39) A certein Souldiour being **bidden** of his féllowes, **to hélpe** them at a certen Citie of Italie, which fell away from the king of Fraunce, aunswered them: ... (Thomas Blage, A schole of wise Conceytes, 1569)

(40) Sir, here is a Travailer, who was **bid** by an acquaintance of the Good-man of this Hóuse, **to cáll** here for my profit: ... (John Bunyan, The Pilgrim's Progress, 1684)

In Satz (39) wäre *to*, das die Zusammengehörigkeit von passivischem *bid* und dem von ihm getrennten abhängigen Infinitiv verdeutlicht, aus rhythmischen Gründen überflüssig; in Satz (40) hingegen verlangen sowohl der alternierende Rhythmus als auch die Komplexität der Struktur sein Vorhandensein. Anzumerken ist, daß das zusätzliche *-en*-Suffix von *bidden* die Pufferfunktion der Vermeidung von Akzentzusammenstößen in Beispielen wie (37) zwar ebensogut erfüllt wie der Infinitivmarkierer. Das Suffix ist jedoch nicht geeignet, die enge syntaktische Relation zwischen *be bidden* und dem von ihm getrennten abhängigen Infinitiv zu signalisieren. Deshalb wird die zusätzliche Komplexität diskontinuierlicher Konstruktionen (Tabelle 17, Zeile 3) ausschließlich von der expliziten Infinitivmarkierung durch *to* (Spalten II b und c) aufgefangen.

Es sei noch erwähnt, daß sich im Korpus zwei Belege finden, die eine Einflußnahme des *horror aequi*-Prinzips erwarten lassen könnten, da der Infinitivmarkierer *to* in der Nähe eines weiteren Infinitivmarkierers bzw. der Präposition *to* erscheint:

(41) ... Zora knowing her self guilty ..., she stay'd not **to be bid to go** twice; ... (Peter Bellon, The Court Secret, 1689)

(42) And shall you now be **bid to go to** bed? (Richard Head & Francis Kirkman, The English Rogue, 1671)

Dabei darf angenommen werden, daß der wiederholte Infinitivmarkierer gravierendere Vermeidungseffekte hervorruft als die präpositionale Verwendung von *to*, da zu der phonologischen Gleichheit noch verstärkend die Identität der grammatischen Funktion hinzukommt. Das *horror aequi*-Prinzip wird jedoch von anderen Tendenzen (in erster Linie dem Prinzip der rhythmischen Alternation, das sich hier als stärker erweist, aber auch von der allgemeinen zahlenmäßigen Dominanz von markiertem Infinitiv nach *be bid(den)*) ausgeschaltet, so daß der ansonsten gemiedene Identitätseffekt zugunsten eines optimalen Rhythmus in Kauf genommen wird.

4.2.3. Zusammenfassung

⁴⁷ Dasselbe gilt übrigens für die fünf diskontinuierlichen Strukturen im *Eighteenth-Century Fiction*-Korpus.

Als Fazit aus den Untersuchungen zu von *be made* und *be bid(den)* abhängigen Infinitiven läßt sich festhalten, daß das Prinzip der rhythmischen Alternation wohl die größte Erklärungskraft für die in Tabelle 16 und 17 dargelegten Variationsmuster besitzt. Abweichungen finden sich, wo die rhythmische Alternation von satzprosodischen Orientierungen überlagert wird. In Fällen, wo die Vermeidung von Akzentzusammenstößen gesichert ist, aber der Variation noch Freiräume zur Verfügung stehen, lassen sich Reflexe des Komplexitäts- und *horror aequi*-Prinzips ausmachen.

Wie an den Beispielen mit *make* festzustellen war, bilden nicht anfangsbetonte Infinitive nach manipulativen Verben einen günstigen Kontext, in dem sich die seltener werdende Konstruktion ohne *to* am längsten behaupten kann. Im Gegenwartsenglischen hat sich jedoch die *to*-lose Variante auf aktivische Verwendungen der übergeordneten Verben eingeschränkt, während in passivischen Verwendungen die Markierung des Infinitivs durch *to* obligatorisch geworden ist. Es ist zu vermuten, daß das Komplexitätsprinzip und das semantisch gesteuerte Distanzprinzip eine wichtige Rolle bei dieser Spezialisierung spielten, wobei sie jedoch von der synergetischen Wirkung des Prinzips der rhythmischen Alternation unterstützt wurden.⁴⁸ Im Endeffekt führt der Untergang der sprachlichen Variabilität jedoch dazu, daß die Sprache im Einzelfall das Vorhandensein oder Fehlen der Infinitivmarkierung nicht mehr vom Betonungsmuster eines Infinitivs abhängig machen und im allgemeinen das Prinzip der rhythmischen Alternation weniger flexibel anwenden kann.

5. **Schlußfolgerungen im Hinblick auf die Sprachtheorie**

In diesem Beitrag wurde ein Überblick über grammatische Konkurrenzbeziehungen des Früh- und Spätneuenglischen gegeben, deren Verteilung maßgeblich durch das Komplexitätsprinzip, das *horror aequi*-Prinzip und zwei phonologische Determinanten gesteuert wird.

- Das Komplexitätsprinzip postuliert einen höheren Explizitheitsgrad grammatischer Strukturen in Kontexten mit erhöhter kognitiver Komplexität.
- Das *horror aequi*-Prinzip steuert die Vermeidung des Aufeinandertreffens gleichartiger Strukturen, wo diese Wiederholung nicht auch semantisch (ikonisch) motiviert ist.
- Phonologische Faktoren wurden anhand des Prinzips der idealen Silbenstruktur, d.h. der Vermeidung von vokalischem Hiatus und Konsonantenclustern, und des Prinzips der rhythmischen Alternation, d.h. der Tendenz, aufeinanderfolgende betonte Silben zu trennen, illustriert.

⁴⁸ Für *bid* gilt wohl dasselbe, was weiter oben in bezug auf *thy/thine* gesagt wurde: Das Verb ist insgesamt inzwischen obsolet geworden, so daß sich in Korpora des Gegenwartsenglischen kaum noch Belege der für das Frühneuenglische untersuchten Verwendungen (weder mit noch ohne Infinitivmarkierer) finden.

Bezogen auf das Komplexitätsprinzip hat sich bestätigt, daß beim Abbau expliziterer Varianten diese am längsten in komplexen Umgebungen erhalten bleiben. Umgekehrt werden im Ausbau begriffene explizitere Varianten zunächst in komplexen Situationen entwickelt. In ähnlicher Weise wird die Ablösung von grammatischen Alternativen durch das *horror aequi*-Prinzip mitbestimmt. (Neuere) Varianten, die Identitätseffekte vermeiden helfen, werden beschleunigt eingesetzt; solche, die Identitätseffekte hervorrufen, werden dagegen erst verzögert oder gar nicht etabliert. Auch für die Präferenz einer idealen Silbenstruktur gilt, daß neu auftretende Varianten sich zuerst dort durchsetzen, wo sie zu einer Verbesserung der phonotaktischen Strukturen führen; dort aber, wo sie Hiatus oder Cluster verursachen, halten sich die veraltenden Formen am längsten. Schließlich kann das Prinzip der rhythmischen Alternation dafür mitverantwortlich sein, daß unbetonte Elemente grammatikalisiert werden, wenn sie häufig als Betonungspuffer fungieren. Hingegen kann eine solche Fixierung unterbleiben, wo aufgrund syntaktischer Gegebenheiten keine Pufferelemente notwendig sind.

Das Bemerkenswerte an den hier behandelten Determinanten (mit Ausnahme der idealen Silbenstruktur, die sich semantisch neutral verhält) ist, daß latente oder ansonsten vorherrschende semantische Unterscheidungen zwischen den jeweils konkurrierenden Konstruktionen (in den kritischen Umgebungen) überspielt werden können. Verglichen mit dem heutigen Englisch hat sich dabei die semantische Ausrichtung im Früh- und Spätneuenglischen als relativ schwach erwiesen. Neben der Semantik kommen, wie oben nachgewiesen, noch weitere Faktoren ins Spiel, die mit Komplexität, Vermeidung von Identitätseffekten, Phonotaktik und Rhythmik interagieren. Erwähnt seien hier Auswirkungen von sprachökonomischen Tendenzen, Standardisierungsbestrebungen, Frequenzverhältnissen, etc.

Die große – und vor uns liegende Aufgabe – besteht darin, Auswirkungen der genannten Determinanten im einzelnen nachzuweisen, das vielschichtige Zusammenwirken dieser Faktoren zu untersuchen und dabei auch deren Gewichtung vorzunehmen. Als ein mögliches theoretisches Gerüst für ein solches Vorhaben bietet sich dabei die Optimalitätstheorie⁴⁹ (OT) an. Ohne hier in eine detaillierte Auseinandersetzung mit der OT eintreten zu wollen, werden im folgenden kurz die wesentlichen Vorzüge und Mängel der Theorie beleuchtet.

- Die OT nimmt eine Reihe von Beschränkungen (*constraints*) an, die in allen natürlichen Sprachen wirksam sind, also zu den sprachlichen Universalien gehören. In der optimalitätstheoretisch orientierten Phonologie sind beispielsweise Beschränkungen unter den Bezeichnungen ONSET und NOCODA bekannt, die auf eine optimale Silbenstruktur hinwirken,⁵⁰ sowie NOCLASH und NOLAPSE, die das Prinzip der rhythmischen Alternation implementieren.⁵¹ Weitere Beschränkungen wären denkbar, die das Komplexitätsprinzip, das

⁴⁹ J.J. McCarthy – A.S. Prince, *Prosodic Morphology I*; A.S. Prince – P. Smolensky, *Optimality Theory*.

⁵⁰ Diese Beschränkungen finden Anwendung u.a. in J.J. McCarthy – A.S. Prince, *Prosodic Morphology I*, S. 10, 13; A. Anttila – Y.Y. Cho, *Variation and Change in Optimality Theory*, S. 34.

⁵¹ Beispielsweise in A. Anttila, *Deriving Variation from Grammar*.

horror aequi-Prinzip und weitere Faktoren umsetzen. In der OT sind diese Beschränkungen verletzbar, d.h. nicht jede Tendenz wird in jedem Fall auch verwirklicht. Dies erklärt sich daraus, daß verschiedene Beschränkungen miteinander in Konflikt stehen können – ein Umstand, auf den in den empirischen Analysen unter Abschnitt 2 bis 4 wiederholt hingewiesen werden konnte. Dabei können die OT-Beschränkungen durchaus auch einer funktionalen Erklärung zugänglich gemacht werden,⁵² d.h. die oben angesprochene artikulatorische, auditive oder kognitive Bedingtheit der Determinanten kann in das OT-Modell integriert werden.

- Die OT ist im wesentlichen ein Modell der Lösung von Konflikten zwischen gegenläufig wirkenden Faktoren. Wie wir oben zeigen konnten, treten bei grammatischer Variabilität häufig unterschiedliche Determinanten in Konkurrenz zueinander. In der OT ordnen sich diese in eine (sprachspezifische) Hierarchie ein, die zwar insofern rigide ist, als eine höherrangige Beschränkung sich ausnahmslos als stärker erweist als eine mit ihr konfligierende, niederrangige Beschränkung. Die Hierarchie ist aber auch insofern flexibel, als sie eine theoretisch beliebige Rangfolge semantischer, kognitiver, phonologischer, frequenzabhängiger, soziolinguistischer etc. Beschränkungen zuläßt und damit die traditionelle modulare Komponentengliederung von Grammatikmodellen aufgibt. So können Beispiele wie (34), in denen das Prinzip der rhythmischen Alternation offensichtlich durch das Komplexitätsprinzip außer Kraft gesetzt wird, aber auch Fälle wie (35), in denen *horror aequi* durch Komplexität und/oder das Bedürfnis nach Trennung betonter Silben neutralisiert wird, erklärt werden. Der markierte Infinitiv wird im Aktiv vorrangig durch kognitive Komplexität ausgelöst, im Passiv dagegen vermutlich außerdem durch die starke Abneigung gegen Akzentzusammenstöße. Die Präposition *of* bei Maßangaben wird durch Komplexität motiviert, aber durch *horror aequi* unterdrückt. Auf diese Weise sind Interaktionen prinzipiell zwischen Faktoren der unterschiedlichsten Art möglich und voraus sagbar.
- Die oben angesprochene Rigidität der OT in bezug auf die strikte Hierarchisierung der Beschränkungen stellt die empirisch vorgehende Sprachwissenschaft jedoch vor beträchtliche Probleme. Naturalistische Sprachdaten, wie man sie beispielsweise in einem Korpus vorfindet, weisen stets eine gewisse Variabilität auf. Diese manifestiert sich in allen oben dargestellten Korpusanalysen. Beispielsweise kommen die *n*-haltigen Varianten der Possessivpronomen in Tabelle 13 und 14 auch in wenigen Fällen vor konsonantisch anlautenden Elementen vor. In den Untersuchungen zur Markierung von Infinitiven in Abhängigkeit von (aktivischem und passivischem) *make* und (passivischem) *bid* (Tabellen 1, 2, 16 und 17) findet sich immer ein Restbestand von Beispielen, die sich nicht durch die bekannten Faktoren erklären lassen. Ebenso sind in allen anderen Tabellen Prozentwerte von 0 bzw. 100 % für eine Variante eher die Ausnahme als die Regel; komplementäre Distri-

⁵² Wie z.B. geschehen in Haspelmath, *Optimality and Diachronic Adaptation*.

butionen werden selbst für einen individuellen Autor/eine individuelle Autorin nur in Einzelfällen erreicht. Diese Daten stehen im Widerspruch zu einer fundamentalen Eigenschaft der OT, bei der es sich um eine deterministische Grammatik handelt. Die invariable Hierarchie von Beschränkungen sagt einen einzigen möglichen Output voraus und kann niemals variierenden Realisierungen gerecht werden. Bei dem Versuch, sprachliche Variabilität in einem OT-Modell unterzubringen, müssen variierende (Teil-)Hierarchien von Beschränkungen angenommen werden.⁵³ Die hierzu in der Literatur auffindbaren Vorschläge⁵⁴ lassen jedoch den Prozeß der Auswahl des letztendlich realisierten sprachlichen Outputs aus einer Anzahl konkurrierender Outputs, wie er in der OT vorgestellt wird, um ein Vielfaches komplizierter erscheinen. Damit stehen diese aus empirischer Perspektive gesehen wohl adäquateren Vorschläge jedoch im Widerspruch etwa zu der optimalitätstheoretischen Konzeption von Spracherwerb, der so praktisch unmöglich gemacht wird.⁵⁵

- Im Zusammenhang mit dem Problem der Variabilität sprachlichen Outputs steht auch dasjenige des Sprachwandels, wie er zum Beispiel in den Analysen in den Abschnitten 2 bis 4 sichtbar wird. Es ist oben gezeigt worden, daß sprachliche Wandelprozesse sich in der Veränderung des relativen Stellenwerts einzelner Determinanten im Verhältnis zu anderen ebenfalls wirksamen Determinanten spiegeln. So werden durch Komplexität bedingte Varianten im Frühneuenglischen allmählich semantischen Determinanten untergeordnet (z.B. in der Konstruktion *see* + Objekt ± *to* + Infinitiv oder bei der semantischen Festlegung des *to*-Infinitivs und der *-ing*-Form), so fallen nach und nach phonotaktische Alternativen (*my/thy* vs. *mine/thine*) den an Bedeutung gewinnenden Vereinheitlichungstendenzen zum Opfer, und so wird das Prinzip der rhythmischen Alternation durch Grammatikalisierung der markierten und unmarkierten Infinitivvarianten je nach syntaktischem Kontext außer Kraft gesetzt. In der OT lassen sich solche diachronen Veränderungen elegant durch den Auf- bzw. Abstieg der betreffenden Beschränkungen erklären.⁵⁶ Wie jedoch an sämtlichen oben dargestellten Beispielen abzulesen ist, geht Sprachwandel mit einer mehr oder weniger lang anhaltenden Phase der Variation einher – wobei das Standardmodell der OT wiederum an seine Grenzen stößt.

⁵³ Vergleiche G. Guy, *Violable is Variable*, S. 337.

⁵⁴ Einen interessanten Beitrag zur Integration von Variabilität in der OT liefern A. Anttila – Y.Y. Cho, *Variation and Change in Optimality Theory*.

⁵⁵ Zur Modellierung des Spracherwerbs und zum Lernbarkeitsproblem in der OT siehe B.B. Tesar – P. Smolensky, *Learnability in Optimality Theory*, S. 29. Tesar und Smolensky bestehen hier auf einer vollständigen Hierarchie ohne variable *constraint*-Anordnungen.

⁵⁶ Siehe zum Thema Sprachwandel in der OT R. Bermúdez-Otero, *Stress and Quantity in Old and Early Middle English* und A. Anttila – Y.Y. Cho, *Variation and Change in Optimality Theory*.

- Schließlich sei noch auf das Problem der Quantifizierung in der OT hingewiesen. Es ist in den empirischen Analysen in Abschnitt 2 bis 4 mehrmals argumentiert worden, daß zwei oder mehr Faktoren synergetisch zusammenwirken und sozusagen im Verbund die Wirkungen gegenläufiger Tendenzen neutralisieren können (so etwa im Hinblick auf die Beispielsätze (34), (40) und (41)). Synergieeffekte sind in der klassischen OT ausgeschlossen, da in der *constraint*-Hierarchie eine einzige höherrangige Beschränkung sämtliche niederrangigen an Wirksamkeit übertrifft. Diese Konzeption widerspricht jedoch den empirisch gewonnenen Erkenntnissen. Letzteren kann vielleicht eine weitere Modifikation der OT-Grammatik, wie von Guy⁵⁷ vorgeschlagen, gerecht werden, in der Verletzungen von Beschränkungen additiv, je nach Gewicht der mißachteten Beschränkungen aufgerechnet werden.

Als Resümee aus dem Gesagten läßt sich festhalten, daß auf empirischem Wege die Wirksamkeit von Komplexitätsprinzip, *horror aequi* und phonologischen (phonotaktischen und rhythmischen) Determinanten sowie deren Interaktionen (auch mit weiteren Faktoren) bei synchroner Variation und diachronem Sprachwandel nachgewiesen werden konnten. Als theoretische Grundlage für die Steuerung von Variationsphänomenen könnte sich die Optimalitätstheorie anbieten, die hinsichtlich der Universalität der angesprochenen Determinanten, der vielfachen Wechselwirkungen zwischen Determinanten und des hierarchischen Auf- und Abstiegs von Determinanten im Sprachwandel nützliche Ansätze liefert. Jedoch muß das Standardmodell um Aspekte wie eine funktionale Motivation der angenommenen Beschränkungen, die Unterdeterminierung sprachlichen Outputs, Variabilität als Voraussetzung für Wandel und eine synergetische Quantifikation der Auswirkungen von Beschränkungen bereichert werden.

6. Literatur

6.1. Primärtexte

6.1.1. Elektronische Korpora

Early English Prose Fiction, Electronic Book Technologies Inc./Chadwyck-Healey, Cambridge, in Zusammenarbeit mit dem Salzburg Centre for Research on the English Novel SCREEN 1997

Eighteenth-Century Fiction, Electronic Book Technologies Inc./Chadwyck-Healey, Cambridge 1996

Nineteenth-Century Fiction, Release 1, Chadwyck-Healey, Cambridge 1999

OED 2 on CD-ROM, Version 1.13, Oxford University Press, Oxford 1994

⁵⁷ G. Guy, *Violable is Variable*, S. 339.

Daily Mail and the Sunday Mail on CD-ROM, Chadwyck-Healey, Cambridge 1993

6.1.2. Zusätzliche Korpustexte

John *Bunyan*, *The Pilgrim's Progress*, 1678 + 1684, Part I + Part II, Einleitung von G. B. Harrison, London 1962

Benjamin *Franklin*, *Letters, 1726-1757*, in: J.A. Leo Lemay (Hrsg.), *Benjamin Franklin. Writings*, New York 1987

Benjamin *Franklin*, *Philadelphia I, 1726-1757*, in: J.A. Leo Lemay (Hrsg.), *Benjamin Franklin. Writings*, New York 1987

Benjamin *Franklin*, *London, 1757-1787*, in: J.A. Leo Lemay (Hrsg.), *Benjamin Franklin. Writings*, New York 1987

Benjamin *Franklin*, *Paris, 1776-1785*, in: J.A. Leo Lemay (Hrsg.), *Benjamin Franklin. Writings*, New York 1987

Benjamin *Franklin*, *Philadelphia II, 1785-1790*, in: J.A. Leo Lemay (Hrsg.), *Benjamin Franklin. Writings*, New York 1987

Benjamin *Franklin*, *Autobiography, 1790*, in: J.A. Leo Lemay (Hrsg.), *Benjamin Franklin. Writings*, New York 1987

William *Lithgow*, *The Rare Adventures and Painful Peregrinations of William Lithgow, 1632 [1614]*, Gilbert Phelps (Hrsg.), London 1974

Anthony *Munday*, *The English Roman Life, 1582*, Philip J. Ayres (Hrsg.), Oxford 1980

Thomas *Nashe*, *The Unfortunate Traveller, 1594*, in: Robert Ashley – Edwin M. Moseley (Hrsg.), *Elizabethan Fiction*, New York/Toronto

Thomas *Nashe*, *The Terrors of the Night, 1594*, in: J.B. Steane (Hrsg.), *The Unfortunate Traveller and Other Works*, Harmondsworth 1972

Thomas *Nashe*, *Nashe's Lenten Stuff, 1599*, in: J.B. Steane (Hrsg.), *The Unfortunate Traveller and Other Works*, Harmondsworth 1972

Thomas *Nashe*, *Summer's Last Will and Testament, 1600*, in: J.B. Steane (Hrsg.), *The Unfortunate Traveller and Other Works*, Harmondsworth 1972

Jonathan *Swift*, *Gulliver's Travels, 1726*, Einleitung von Michael Foot, Harmondsworth 1985

6.2. Sekundärtexte

Arto *Anttila*, *Deriving Variation from Grammar. A Study of Finnish Genitives*, in: Frans Hinskens – Roeland van Hout – W. Leo Wetzels, *Variation, Change, and Phonological Theory*, Amsterdam 1997, S. 35-68

- Arto *Anttila* – Young-mee Yu *Cho*, Variation and Change in Optimality Theory, *Lingua* 104 (1998) S. 31-56
- Mira *Ariel*, *Accessing Noun-Phrase Antecedents*, London 1990
- Albert C. *Baugh* – Thomas *Cable*, *A History of the English Language*, 3. A. London/Henley/Boston 1978
- Thomas *Berg*, *Linguistic Structure and Change. An Explanation from Language Processing*, Oxford 1998
- Ricardo *Bermúdez-Otero*, *Stress and Quantity in Old and Early Middle English. Evidence for an Optimality-theoretic Model of Language Change*, Rutgers Optimality Archive ROA-136-0996, unveröffentlichtes Manuskript 1996
- Dwight L. *Bolinger*, *Pitch Accent and Sentence Rhythm*, in: Dwight L. Bolinger, *Forms of English. Accent, Morpheme, Order*, Cambridge (Mass.) 1965, S. 139-180
- Dwight L. *Bolinger*, *Concept and Percept. Two Infinitive Constructions and their Vicissitudes*, in: *World Papers in Phonetics. Festschrift für Dr Onishi's Kiju*, Tokyo 1974, S. 65-91
- Dwight L. *Bolinger*, *The Jingle Theory of Double -ing*, in: David J. Allerton – Edward Carney – David Holdcroft, *Function and Context in Linguistic Analysis. A Festschrift for William Haas*, Cambridge 1979, S. 41-56
- Herbert H. *Clark* – Eve *Clark*, *Psychology of Language. An Introduction to Psycholinguistics*, New York 1977
- Alice *Davison* – Richard *Lutz*, *Measuring Syntactic Complexity Relative to Discourse Context*, in: David R. Dowty – Lauri Karttunen – Arnold Zwicky, *Natural Language Parsing*, Cambridge 1985, S. 26-66
- Eric J. *Dobson*, *English Pronunciation 1500 – 1700*, Band II, *Phonology*, 2. A. Oxford 1968
- Eilert *Ekwall*, *A History of Modern English Sounds and Morphology*, übersetzt und herausgegeben von Alan Ward, Oxford 1975
- Connor *Ferris*, *The Meaning of Syntax. A Study in the Adjectives of English*, London 1993
- Pieter *Fijn van Draat*, *Rhythm in English Prose*, Nachdruck der Ausgabe Heidelberg 1910, Amsterdam 1967
- Wilhelm *Franz*, *Die Sprache Shakespeares in Vers und Prosa, unter Berücksichtigung des Amerikanischen entwicklungsgeschichtlich dargestellt*, unveränderter Nachdruck der 4. überarbeiteten und wesentlich erweiterten Auflage von 1939, Tübingen 1986
- Talmy *Givón*, *Syntax. A Functional-Typological Introduction*, Band II, Amsterdam 1990
- Manfred *Görlach*, *Introduction to Early Modern English*, Cambridge 1991
- Jeannette K. *Gundel* – Nancy *Hedberg* – Ron *Zacharski*, *Cognitive Status and the Form of Referring Expressions in Discourse*, *Language* 69 (1993) S. 274-307

- Gregory *Guy*, Violable is Variable. Optimality Theory and Linguistic Variation, *Language Variation and Change* 9 (1997) S. 333-347.
- Martin *Haspelmath*, Optimality and Diachronic Adaptation, *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 18 (1999) S. 180-205
- John A. *Hawkins*, Syntactic Weight versus Information Structure in Word Order Variation, in: Joachim Jacobs, Informationsstruktur und Grammatik, *Linguistische Berichte Sonderheft* 4 (1992) S. 196-219
- René *Kager*, A Metrical Theory of Stress and Destressing in English and Dutch, Dissertation, Rijksuniversiteit Utrecht 1989
- Agathe *Lasch*, Beiträge zur Geschichte des Neuniederdeutschen in Hamburg, *Niederdeutsches Jahrbuch* 44 (1918) S. 1-50
- Donald G. *MacKay*, Phoneme Repetition in the Structure of Languages, *Language and Speech* 13 (1970) S. 199-213
- Manfred *Markus*, From Stress-timing to Syllable-timing. Changes in the Prosodic System of Late Middle English and Early Modern English, in: Dieter Kastovsky, *Studies in Early Modern English*, Berlin/New York 1994, S. 187-203
- John J. *McCarthy* – Alan S. *Prince*, Prosodic Morphology I. Constraint Interaction and Satisfaction, Technical Reports of the Rutgers University Center for Cognitive Science (RuCCS TR-3), New Brunswick (NJ.) 1993
- Tauno F. *Mustanoja*, A Middle English Syntax, Teil I, Parts of Speech, Helsinki 1960
- Alan S. *Prince* – Paul *Smolensky*, Optimality Theory. Constraint Interaction in Generative Grammar, Technical Reports of the Rutgers University Center for Cognitive Science (RuCCS TR-2), New Brunswick (NJ.) 1993
- Günter *Rohdenburg*, On the Replacement of Finite Complement Clauses by Infinitives in English, *English Studies* 76 (1995) S. 367-388.
- Günter *Rohdenburg*, Betrachtungen zum Auf- und Abstieg einiger präpositionaler Konstruktionen im Englischen, *NOWELE* 26 (1995) S. 67-124.
- Günter *Rohdenburg*, Cognitive Complexity and Increased Grammatical Explicitness in English, *Cognitive Linguistics* 7 (1996) S. 149-182
- Günter *Rohdenburg*, Clarifying Structural Relationships in Cases of Increased Complexity in English, in: Rainer Schulze, *Meaningful Choices in English. On Dimensions, Perspectives, Methodology, and Evidence*, Tübingen 1998, S. 189-205
- Günter *Rohdenburg*, Syntactic Complexity and the Variable Use of *to be* in 16th to 18th Century English, *Arbeiten aus Anglistik und Amerikanistik* 23 (1998) S. 199-228

- Günter *Rohdenburg*, Clausal Complementation and Cognitive Complexity in English, in: Fritz-Wilhelm Neumann und Sabine Schülting, Anglistentag 1998 Erfurt, Trier 1999, S. 101-112
- Herbert *Schendl*, *My/mine, thy/thine*. Aspects of their Distribution in Early Modern English, Vienna English Working Papers (VIEWZ) 2 (1993) S. 111-120
- Bruce B. *Tesar* – Paul *Smolensky*, Learnability in Optimality Theory, lange Version, Rutgers Optimality Archive ROA-156-1196, unveröffentlichtes Manuskript 1996
- Theo *Vennemann*, Language Change as Language Improvement, in: Charles Jones, Historical Linguistics. Problems and Perspectives, London/New York 1993, S. 319-344
- Anna *Wierzbicka*, The Semantics of Grammar, Amsterdam 1988
- Anna *Wierzbicka*, Semantic Rules Know no Exceptions, Studies in Language 15 (1991) S. 53-71
- George *Zipf*, The Psycho-biology of Language, An Introduction to Dynamic Philology, Cambridge (Mass.) 1935

Prof. Dr. Günter Rohdenburg

Julia Schlüter

Universität Paderborn

Fachbereich 3/Anglistik-Sprachwissenschaft

Warburger Str. 100

33098 Paderborn